

Treviranus

35
**FÜR
DEUTSCHLAND
IM EXIL**

*Econ Verlag
Düsseldorf • Wien*

Das Foto von G. R. Treviranus
wurde dem Verlag von Frau Claire Nix, USA,
freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Gottfried Reinhold Treviranus war eine Schlüsselfigur deutscher Geschichte. 1891 geboren, wurde er bereits 1924 Mitglied des Reichstags. Im Kabinett Brüning, dessen Freund und enger Vertrauter er wurde, war er Minister für besetzte Gebiete und später Reichsverkehrsminister. Nach der Machtergreifung Hitlers mußte er ins Ausland fliehen, wo er politisch tätig blieb und seine Kontakte zu führenden Männern der westlichen Welt auch weiterhin in den Dienst seines Vaterlandes stellte. Bei ECON erschien sein Buch „Das Ende von Weimar“.

1. Auflage 1973

Copyright © 1973 by Econ Verlag GmbH,
Düsseldorf und Wien

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk, Fernsehen,
photomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art
oder auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Gesetzt aus der 10 Punkt Garamond

Gesamtherstellung Gerhard Stalling AG, Oldenburg

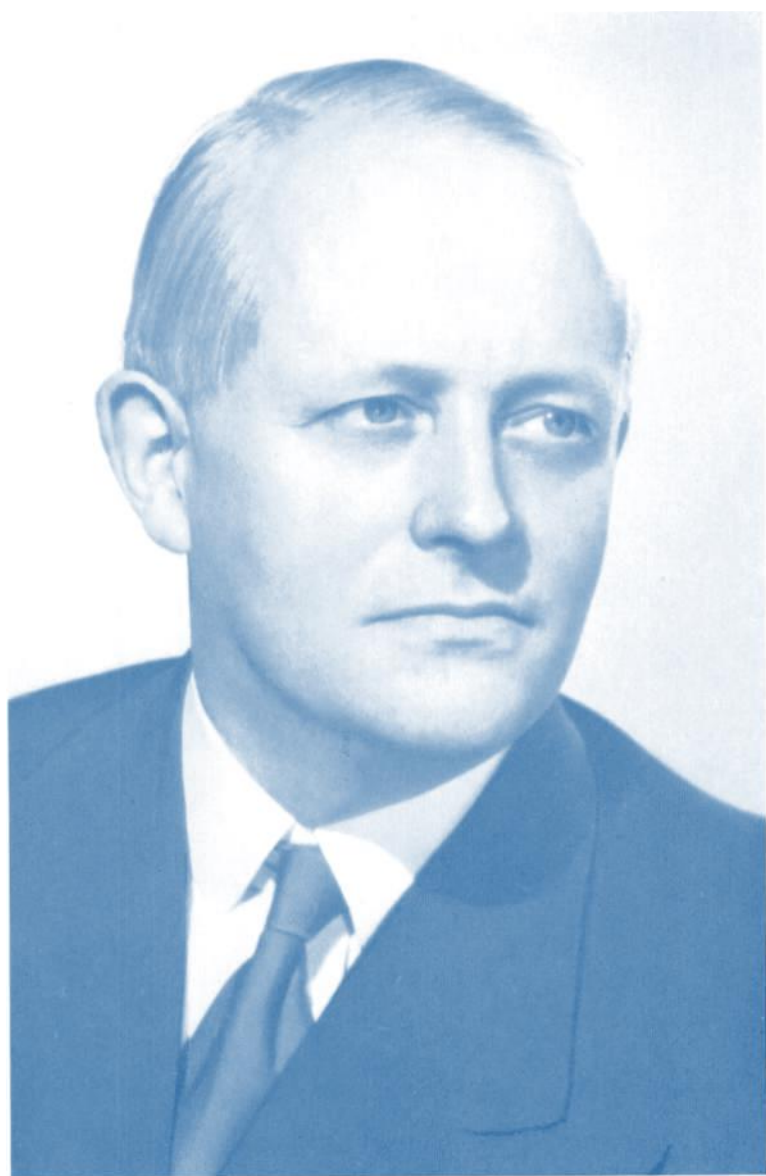
Printed in Germany

ISBN 3 430 19116 5

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

1.	Die Legende vom Röhm-Putsch	7
2.	England – Insel der Zuflucht	31
3.	Begegnung mit Churchill	49
4.	Der Internierung entgangen	67
5.	Heinrich Brüning in Harvard	85
6.	Im anderen Europa	103
7.	Brünings Analysen	113
8.	Über den Krieg in Russland	131
9.	Die Freunde im Widerstand	147
10.	Politische Zukunftsarbeit	171
11.	In memoriam Heinrich Brüning	189
	Nachwort	203
	Register	207



1.

Die Legende vom Röhm-Putsch

Der Frühsommertag des 30. Juni 1934 trägt das Kainszeichen des Brudermordes. Er wurde der Beginn einer Gewaltherrschaft ohnegleichen in der Geschichte der Neuzeit. Der «Sachsenmord» zu Verden an der Aller im Jahre 782, die Niedermetzlung von 4'500 West- und Ostfalen auf Karls des Grossen Befehl, weil die Anhänger des Stammesherzogs Widukind sich geweigert hatten, sich zwangsweise zum Christentum zu bekehren, war der einzige Vorgang eines Blutgerichts in der Geschichte der Deutschen, aber nicht vergleichbar den Blutbädern vor und im Zweiten Weltkrieg.

Die Legende vom Röhmerputsch, nach der Röhmer Hitler gezwungen habe, Recht zu brechen, war eine Verhöhnung der Wahrheit. Der Generalstabshauptmann Ernst Röhmer war bei der Gründung der Reichswehr als Sachbearbeiter für politische Beobachtung dem Reichswehrkommando München zugeteilt worden. Er hatte Adolf Hitler wegen der natürlichen Rednergaben als Wanderredner anstellen lassen und wurde sein Gönner, als dieser aufstieg zum Parteigründer. Er stellte ihm aus den Geheimfonds des Wehrkreises die Mittel für den Ankauf des «Völkischen Beobachters» und den Ausbau zum künftigen Parteiblatt zur Verfügung. Wegen dieser Eigenmächtigkeit musste Röhmer aus der Reichswehr ausscheiden. Nach einer kurzen Gastrolle in der Reichstagsfraktion der NSDAP liess er sich von der Militärmission General Kundts für Bolivien anwerben. Als er nach drei Jahren zurückkehrte, hatte sich Hitler gerade vom Führer der Schutzabteilungen, Hauptmann von Pfeffer, getrennt und sich zum Obersten SA-Führer ernannt. Nun betraute er den verlässlichen Paten seines Aufstiegs mit dem Posten seiner Stellvertretung und eines Stabschefs der SA. Im Dezember 1933 verlieh er Röhmer den Rang eines Reichsministers. Am 2. Januar 1934 veröffentlichte der «Völkische Beobachter» ein Handschreiben des Führers: «... Am Schluss des Jahres der NS-Revolution drängt es mich, Dir, mein lieber Ernst Röhmer, für die unvergänglichen Dienste zu danken, die Du der NS-Bewegung und dem

deutschen Volke geleistet hast, und Dir zu versichern, wie sehr ich dem Schicksal dankbar bin, solche Männer wie Dich als meinen Freund und Kampfgenossen bezeichnen zu dürfen. In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Dein Adolf Hitler.»

Sieben Monate später hatte der Duzbruder Hitler in der Maske des Obersten Gerichtsherrn des Deutschen Volkes, wie er sich unter Umgehung des Staatsoberhauptes und ohne Widerspruch des Reichspräsidenten gegen diese Anmassung bezeichnete, seinen besten Freund als angeblichen Hoch- und Landesverräter liquidieren lassen – mitsamt einer Reihe von Unterführern, die noch unmittelbar vor der Exekution «Heil Hitler» riefen in der Annahme, sie seien Opfer einer SS-Verschwörung gegen den Führer. Dieses Rezept der Verfemung stammte genauso aus dem Arsenal Stalins wie die ganze Dreistigkeit der Goebbels-Propaganda, die Gottfried Keller 1879 vorausahnend angeprangert hatte: «. . . Zuerst log nur ein Hund. Nun lügen ihrer tausend, und wie ein Sturm erbrausend, so wuchert jetzt sein Pfund ...»

Die Geschichte des 30. Juni 1934 liest sich wie ein Kriminalreisser. Hitler war ein anspruchsvoller, brutaler, misstrauischer Schulmeister. Daher war der Aufbau der NS-Partei von oben bis nach unten ein bürokratisch engherziges System von Spitzeln und Liebedienern. Der Name «Arbeiterpartei» war ein Feigenblatt; die grosse Mehrheit der Parteimitglieder stammte aus Kleinbürgerkreisen, die an die Dolchstosslegende und den «Verrat der Juden» glaubten und den Rattenfängertypen unkritisch und bedenkenlos ins Netz gingen. Die Lauthals-Sprecher unter diesen Mitläufern waren selten ehrliche Kameraden, sie schwärzten sich gegenseitig beim Führer an. Bereits 1927 hatte sich Joseph Goebbels aus dem Freundeskreis um Gregor Strasser in der norddeutschen Parteiführung losgelöst und Hitler seine alleinige Loyalität angeboten. Der Bruderstreit nahm üble Formen an. Hitler finanzierte für Goebbels neben dem Berliner Parteiorgan ein eigenes Blatt, den «Angriff». Diese Rivalitätskämpfe um den

Platz an der Sonne von Hitlers Gunst spielten auch in der Auslösung der deutschen Bartholomäus-Nacht, wie Otto Strasser sie taufte, durch Hitler eine hintergründige Rolle.

Ernst Röhm war ein Landsknechtshauptmann. Er anerkannte bedingungslos die politische Autorität Hitlers als Parteiführer, die er ihm nie streitig machen wollte. Röhm's Ziel war, neben der Reichswehr und ihren Berufsoffizieren, eine Miliz zur Landesverteidigung aus der SA zu bilden. Die Reichswehrführung erhob Widerspruch. Nun liebäugelte Röhm, um den Ehrgeiz seiner Unterführer zu befriedigen, mit dem Einbau der SA-Funktionäre in die Polizeiverwaltungen. Diesen Weg hatte Hitler selbst schon durch die Ernennung von Oberen SA-Führern zu Polizeipräsidenten in den Grossstädten beschritten. Hiergegen kam, als Röhm sich rührte, Einspruch von der SS-Konkurrenz. Röhm hatte bei seinen Plänen als Stabschef nicht damit gerechnet, dass Hitler in seinem rein persönlichen Streben nach Alleinherrschaft entschlossen war, mit der Wehrmachtsführung zu paktieren. Er setzte seine Ziele sehr hoch; und er konnte den grossen Erfolg in die Scheuer bringen, als er es an Bord der «Deutschland» in der zweiten Aprilwoche fertigbrachte, sich die ihm von Göring und von Blomberg als Reichswehrminister gegebene Zusage von den Chefs der Heeres- und Marineleitung, Freiherrn von Fritsch und Raeder, bestätigen zu lassen, dass nach dem Ableben Hindenburgs die beiden Ämter des Reichspräsidenten und Reichskanzlers in Hitlers Hand vereinigt werden sollten – ohne Volksbefragung.

Daher betrachtete Hitler die Rede des Vizekanzlers von Papen vor dem Marburger Studentenbund am 17. Juni 1934 als Störfeuer, weil Papen vor jedem Missbrauch der Staatsgewalt zu öffentlichen Zwecken der Inhaber warnte: «Um diese Entscheidung, ob das Deutsche Reich christlich sein oder sich im Sektierertum und halbreligiösen Materialismus verlieren wird, muss gerungen werden!» Edgar Jung, namhafter Publizist und Verfasser des Buches «Die Herrschaft der Minderwertigen», war der

Vater der Papen-Rede. Er hatte kurz vor der Ansprache einige Vertraute das Manuskript einsehen lassen. Einer der Anwesenden hatte gegenüber dritten sich dieser Voranzeige gerühmt. So konnte Hitler am gleichen Tage Papen höhnisch antworten: «... Es ist lachhaft, wenn ein kleiner Zwerg sich einbildet, durch ein paar Redensarten die gigantische Erneuerung eines Volkes bremsen zu können!» Ebenso rasch konnte Goebbels den Abdruck der Rede verbieten und den Vorabdruck in der «Frankfurter Zeitung» beschlagnahmen lassen. Papen drohte wegen dieser Eingriffe mit seinem Rücktritt. Hitler reagierte mit der Fahrt nach Neudeck zum schwer erkrankten Reichspräsidenten am 21. Juni, durfte Hindenburg aber nur kurz sehen und musste sich von Blomberg sagen lassen, die Reichswehr fordere eine Eindämmung des SA-Treibens, sonst müsse Hindenburg den Belagerungszustand erklären und mit der Durchführung die Reichswehr beauftragen. Dann könne auch von der Vereinigung der beiden höchsten Ämter des Reiches in einer Hand, wie am 11. April abgesprochen, nicht mehr die Rede sein.

Das war Röhm's Todesurteil! Hitler kam in panischer Angst in Berlin zu Goebbels. Dort hatten allerdings die Schildgenossen Göring und Himmler bereits auf die Karte gesetzt, deren Ausspielen sie Hitler empfohlen hatten: Schluss mit Röhm und Konsorten! In der Bendlerstrasse hatte der General von Reichenau als Chef des Ministeramtes und politischer Berater des Ministers ab 25. Juni eine Urlaubssperre für alle Heeresseinheiten verfügen und den Ausschluss von Röhm aus dem Deutschen Offiziersbund erzwingen lassen. Gisevius berichtet als Chronist später: «... General von Reichenau wird mir ein Jahr später das grosse Wort gelassen anvertrauen, es sei gar nicht so leicht gewesen, die Dinge am 30. Juni so hinzukriegen, dass sich diese Tage als reine Parteiangelegenheit dargestellt hätten.»

Trotz der ihn beruhigenden Haltung der Bendlerstrasse schwankte Hitler doch, ob er den Sprung wagen sollte. Er hatte für den ganzen Monat Juli mit Röhm's Zustimmung einen Ur-

laub der SA mit Uniform- und Versammlungsverbot verfügt. Röhm hatte am 7. Juni einen Kuraufenthalt in Bad Wiessee angetreten und auf Hitlers Anordnung zum 30. Juni die SA-Führung aus dem Reich zu einer Besprechung mit dem Führer nach Wiessee geladen. Wie sollte die von Göring und Himmler verlangte Liquidierung begründet werden? Zwar hatte Röhm bei seinem Urlaubsantritt einen Tagesbefehl als Stabschef erlassen: «Ich erwarte, dass die SA am 1. August wieder voll ausgeruht und gekräftigt dasteht, um ihren ehrenvollen Aufgaben zu dienen. Wenn die Feinde der SA sich in der Hoffnung wiegen, die SA werde nach ihrem Urlaub nicht wieder oder nur zum Teil einrücken, so wollen wir ihnen diese kurze Hoffnungsfreude lassen!» Aber ehrlicherweise konnte das nur als Beruhigung seiner unzufriedenen Funktionäre gedeutet werden. Dass sich Hitler in einer Art Torschlusspanik nach der Teilnahme an der Hochzeitsfeier des Gauleiters Terboven in Essen entschloss, um zwei Uhr früh vom Flugplatz Wahn nach München abzufliegen, mit dem Entschluss, reinen Tisch zu machen, wie es Göring und Himmler nannten, war anscheinend dem Drängen von Goebbels zuzuschreiben, der in letzter Stunde trotz langjähriger Beteuerung seiner Freundschaft Röhm ans Messer lieferte.

Hitler landete am 30. Juni 1934 früh um vier Uhr in München. Der bayerische Innenminister hatte bereits um Mitternacht die Münchener SA-Führer festnehmen lassen, nachdem auf Grund falschen Alarms der SS-Leitung gutgläubige SA-Trupps auf den Strassen erschienen waren mit den Rufen: «Der Führer und die Reichswehr sind gegen uns!» Sie liessen sich von der Polizei widerspruchslos nach Hause schicken. Vorsichtshalber hatte Himmler unter Sepp Dietrich einige SS-Hundertschaften mit Transporthilfe der Reichswehr über Nacht in München einrücken lassen. Hitler erschien persönlich um sieben Uhr im Gasthof «Hanselbauer» am Tegernsee und liess Röhm und sechs SA-Gruppenführer in das Stadelheimer Gefängnis abführen. Goebbels notierte: «Röhm fügte sich ohne Widerstand, wortlos.» Wei-

tere SA-Führer wurden am Münchener Hauptbahnhof aus dem Schlafwagen heraus verhaftet. Keiner von ihnen überlebte den 1. Juli. Ernst Röhm wurde, nachdem er die Vortäuschung eines Schuldbekenntnisses durch Selbstmord abgelehnt hatte, in seiner Zelle von den SS-Führern Eicke und Lippert auf Hitlers Befehl niedergeschossen. Feige war er nicht, Hitlers Feldhauptmann. Als seine Freunde verdächtige SA-Führer hatten das gleiche Los. Kaltblütig nutzten Göring und Himmler die Generalvollmacht Hitlers zur Begleichung privater Konten je nach Laune. Aus dem Kreise um Papen wurden Herbert von Bose – ein Freund Edgar Jungs – in der Vizekanzlei und Dr. Klausener, Führer der «Katholischen Aktion» und Ministerialdirektor im Reichsverkehrsministerium, in ihren Diensträumen erschossen. Papen, selbst für vier Tage unter Hausarrest gestellt, fand dort den traurigen Mut, um seine Demission zu bitten, aber gleichzeitig dem Führer zur «erfolgreichen Liquidierung seiner Gegner» zu beglückwünschen. Zur Aufklärung der ruchlosen Morde an seinen Vertrauten tat er nichts.

Um Gregor Strasser aus dem Wege zu räumen, traf Göring ohne Benachrichtigung Hitlers umfassende Vorkehrungen. Strasser hatte sich vor der Machtüberlassung im Januar 1933 eindeutig von jeder weiteren politischen Betätigung zurückgezogen mit der Aufnahme der Mitarbeit im Schering-Kahlbaum-Konzern; er war eine grundehrliche, gar nicht «machtgereeckte» Haut, überzeugt von der Möglichkeit eines Umbaus der Wirtschaft zu nationalem Nutzen. Seinen Beruf als Apotheker hatte er aufgegeben, um die Parteiorganisation auszubauen, zufrieden mit der Aufgabe eines Hausmeisters von Hitlers Gnaden. Aber über die nationalsoziale Grundlage der Partei, wie er sie sah, liess er nicht mit sich reden. Deshalb war er bereit, Brünings Essener Programm von 1920 auf einer volkskonservativen Basis als Regierungsplattform in der Grossen Weltkrise anzuerkennen und war einverstanden mit dem Vorschlag Brünings, als beide im Hause Föhr am 1. Dezember zusammenkamen, als Reichskanzler seine Nachfolge anzu-

treten, sobald er eine Mehrheit in der Reichstagsfraktion hinter sich bringen könne. Als Schleicher im Winter 1932/33 ein ähnliches Ansinnen an ihn stellte, lehnte er nicht ab. Da Hitler sich weigerte, zuzustimmen und ihn der Untreue zieh, legte er alle Parteiämter nieder und widmete sich ausschliesslich einer Mitarbeit bei Schering-Kahlbaum. Als Hitler ihm zur Aussöhnung Mitte Juni 1933 die Nachfolge Hugenberg's als Reichswirtschaftsminister anbot, verlangte Strasser als Voraussetzung die Ausbootung von Göring und Goebbels aus dem Kabinett. Er hatte gute Gründe zu befürchten, das heimtückische Spiel dieser beiden Gegner werde gegen ihn weitergehen. Hitler wagte nicht, Strassers Forderung zu erfüllen. Die Rache Görings folgte bald. Im Oktober 1933 wurde ein mysteriöser Versuch aus der Umgebung Görings aufgedeckt, durch Vortäuschung eines Selbstmordes Strasser zu beseitigen. Nun hielt am 30. Juni Göring die Zeit für gekommen, den Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen auf Nimmerwiedersehen. Gregor Strasser wurde in der Mittagszeit durch Kriminalbeamte aus seinem Arbeitszimmer bei Schering abgeholt und in der Albrechtstrasse zu ebenso ahnungslos verhafteten SA-Führern in den Gestapo-Keller gesperrt. Nach einigen Stunden des Wartens wurde Strasser auf den Flur herausgerufen. Ein SS-Mann begleitete ihn zu einer Einzelzelle. Ein Schuss fiel, der Strasser die Hauptschlagader durchschlug. Ein Häftling in der Nachbarzelle hörte eine Stunde lang das Röcheln des Sterbenden. Heydrich, der berühmte junge Chef der Gestapo, erschien später: «.Ist er noch nicht tot? Dann lasst das Schwein verbluten!» Hess und Frick machten kein Hehl aus ihrer Erregung über diesen Willkürakt Görings im Bunde mit Himmler.

Gisevius gibt als Augenzeuge eine glaubhafte Darstellung der Rückkehr Hitlers von München nach Tempelhof und der Berichterstattung von Himmler und Göring über die von beiden *veranlagten* Exekutionen, mit dem diabolisch grinsenden Goebbels im Hintergrund: «Nach monotonem Hackenklappen und Ab-

schreiten der Ehrenkompanie zieht Himmler aus der Ärmelklappe eine grosse, zerknitterte Liste. Hitler liest sie, während Göring und Himmler unentwegt auf ihn eintuscheln. Man sieht genau, wie Hitlers Finger langsam das Papier hinuntergleiten. Ab und zu verweilt er bei einem Namen etwas länger. Dann flüstern die beiden um so erregter. Plötzlich wirft er seinen Kopf zurück. Es ist eine so heftige Geste der Aufwallung, um nicht zu sagen Ablehnung, dass jeder Umstehende sie bemerken muss. Nebe und ich blicken uns gross an .. . Jetzt werden sie ihm Strassers ‚Selbstmord‘ beigebracht haben ...»

Wegen einer Namensverwechslung wurde der vertraute Mitarbeiter von Gregor Strasser, Paul Schulz, ehemaliger Freikorpsführer in Oberschlesien und in der Schwarzen Reichswehr, erst am späten Nachmittag in seiner Wohnung in Dahlem verhaftet. Der Gestapofunk meldete am 1. Juli: «Oberleutnant a. D. P. Schulz, 5.2. 1898 geboren, ist in letzter Nacht in Gegend Michendorf, Bez. Potsdam, aus Transport entwichen ... Schulter-Rückenverletzung rechts oben, sofort Krankenhäuser pp. feststellen, wo eingeliefert. Strengste Bewachung, sofortige Nachricht hierher.» Am 2. Juli kam jedoch die Nachricht durch: «Schulz steht unter persönlichem Schutz des Führers» gez. Heydrich.

Nach Genesung durfte Schulz über die Schweiz nach Athen ausreisen, wo er den Zweiten Weltkrieg als Vertreter des Lübbert-Konzerns überlebte. Er konnte Brüning und mir im September 1934 im Hause Brettauer in Melide, Tessin, die Einzelheiten seiner wundersamen Rettung durch seine Kaltblütigkeit in der Mordnacht schildern. Zufällig wurde in der gleichen Funksendung der Gestapo, die Schulz suchen liess, unter dem 30. Juni die Nachricht verbreitet: «Treviranus mit Wagen IA 22265 festnehmen, Inhaftnahme sofort melden!»

Wie kam es zu dieser Fahndung? Am 30. Juni holte ich wie gewohnt zum Wochenende meine Eltern aus der Heilbronner Strasse nach Wannsee in die Strasse zum Löwen Nr. 3. Als ich ins

Haus kam, läutete das Telefon. Eine Stimme rief: «Röhm ist verhaftet!» und verstummte. Mir kam die spöttische Prophezeiung in den Sinn, die ich in den letzten beiden Jahren von mir gegeben hatte: «Wenn die Geier kein Aas mehr finden, zerhacken sie sich gegenseitig.» Dabei beließ ich es. Nach Tisch kam mein Marinekamerad Walter Haas von der Agfa mit seiner Frau Marga zum Tennisspiel. Zwischendurch wurde ich ins Haus zum Telefon gerufen. Es meldete sich kurz und unwirsch mein früherer Gartennachbar und Freund, Professor Muckermann, vom Schlachtensee, der vor fünf Wochen Heinrich Brüning wegen Lebensbedrohung über die grüne Grenze nach Holland gebracht hatte. «Wissen Sie, wie es Schleicher geht?» Ich verneinte. «Dann erkundigen Sie sich. In solchen Zeiten spielt man nicht Tennis!» Ich verstand immer noch nicht den Sinn der Warnung, musste jedoch bald danach meine Partnerin zum Bahnhof Wannsee bringen. Auf der Rückfahrt fielen mir eine Vielzahl von SS-Motorrädern auf der Heerstrasse Berlin-Potsdam auf. Ich begann mir Gedanken zu machen, ob nicht der offene Bruderkrieg zwischen SA und SS ausgebrochen sei. Ich versuchte mir zusammenzureimen, wie die Namen Röhm und Schleicher in diesen Zusammenhang passen würden, und parkte dabei nicht wie üblich vor dem Hauseingang, um meine Eltern abends wieder zur Stadt zu bringen, sondern erst an der Tennisplatzecke im hinteren Garten. Ich liess den Wagen stehen, zufällig mit dem Kühler zur Heerstrasse, und den Zündschlüssel stecken. In der warmen Abendsonne setzte ich den Ballaustausch mit Walter Haas fort und hörte dann plötzlich meine flinke Tochter Barbara vor dem Gebüsch zwischen Haus und Tennisnetz mit der Handmuschel mir zurufen: «Vorne wimmelt alles von Nazis!» Ein Polizeiwagen mit Kriminalbeamten und SS-Leuten samt verhafteten Zivilisten war vorgefahren. Es war ein Viertel nach sechs Uhr abends. Zwei Beamte hatte meine Tochter in den Oberstock zu meinem Vater verwiesen und war aufs Rad gesprungen, um mich zu warnen. Endlich spürte ich auf ihren Zuruf, der mir buch-

stächlich in letzter Minute die Erschiessung mit den anderen Opfern von Görings Rachedurst ersparte; länger dauerte es nicht, mein Hemd überzustreifen, ein im Gras blinkendes Fünfmärkstück aufzuheben, ohne Jacke über den Gartenzaun zu setzen und den noch angewärmten Motor anspringen zu lassen. Als der Wagen über die Dreiwegkreuzung schoss, hörte ich zwei Halt-Rufe und sah zur Linken zwei SS-Jungen mit Karabiner in Anschlag gehen. Fünf Schüsse gingen fehl. Ich sah ein, dass es den Verfolgern ernst war, und fand das Abschiedswort einer oft als hellsichtig verlachten Nachbarin vom vorletzten Maitage bestätigt: «Sie müssen sobald als möglich aus Deutschland verschwinden. Im Juni droht Ihnen Lebensgefahr. Glauben Sie mir!» Nun war der letzte Junitag gekommen. Auf der Potsdamer Chaussee in Richtung Babelsberg bog ich nach links ab und schlug einige Haken; als ich sicher war, dass mir niemand folgte, suchte ich nach einer Fernsprechkabine. Ich wollte versuchen, von Graf Hermann Dohna zu hören, wer mich umbringen wollte. Der Standesherr auf Finckenstein im westpreussischen Kreise Rosenberg hatte sich mit mir 1929 von Hugenberg getrennt. Zwei Jahre später war er nach den Septemberwahlen entschlossen, zu Hitler zu gehen; er wurde von Göring als Ministerialrat im Innenministerium eingestellt. Er hatte mich wiederholt vor öffentlicher Kritik gewarnt wegen Görings hochgradiger Empfindsamkeit. Sonst wollte ich Grauert zur Rede stellen, Grauert, der Spitzenkandidat der Konservativen Volkspartei im Rheinland für die Wahlen von 1930 gewesen war, dann aus der Geschäftsführung des Arbeitgeberverbandes der Ruhrindustrie ausgeschieden war, um Staatssekretär bei Göring zu werden. Als auf dieser Suche der Internationale Golfklub in Sicht kam, stutzte ich, verzichtete aber auf Eintritt, um befreundete Diplomaten und andere Bekannte nicht zu verprellen – als Flüchtling. Am Klein-Griebnitzsee in der Nähe des Schleicher-Hauses traf ich eine Ansammlung von Menschen. Ich fragte den Nächsten: «Was ist hier los?» – «Heute mittag haben se den Gene-

ral und die Frau erschossen!» – «Wer?» – «Wees ick nich. Die Polente is im Hause!» Amtlich protokollierte die Potsdamer Staatsanwaltschaft: «Am 30. Juni gegen 12 Uhr 30 erschien ein offenes Auto mit 6 Personen, welches die Griebnitzstrasse bis zur Villa Markus entlangfuhr und dortselbst in schnellem Tempo wendete. Dieses Auto machte dann plötzlich vor dem Nachbargrundstück vom alten Reuss halt ...» Die Aussage von Marie Güntzel, Köchin im Hause Schleichers seit Mai 1929, 53 Jahre alt, aus Ostpreussen, lautete: «Heute in der Mittagsstunde, es kann gegen 12½ Uhr gewesen sein, sah ich durch das Fenster nach der Strasse und erblickte dort zwei Herren. Ich fragte nach ihrem Begehren. Es wurde mir geantwortet, sie müssten zu General von Schleicher. Darauf setzte ich den Türöffner der Gartentür in Tätigkeit, und die beiden Herren kamen zur Eingangstür der Villa, wo sie wieder klingelten und Einlass beehrten. Ich öffnete die Haustür, worauf einer der Herren fragte, ob General von Schleicher zu Hause wäre. Ich antwortete: ‚Da werde ich einmal nachsehen.‘ Ich begab mich in das Arbeitszimmer, während dieser fremde Herr mir auf dem Fusse folgte und den am Schreibtisch sitzenden Herrn von Schleicher fragte, ob er der General von Schleicher sei. Dieser wandte seinen Körper etwas um, um den Herrn zu sehen und sagte: ‚Jawohl!‘ In diesem Augenblick krachten auch schon die Schüsse. Was weiter geschehen ist, weiss ich nicht, denn aus Angst schrie ich auf und lief aus dem Zimmer. Als ich nachdem das Zimmer wieder aufsuchte, fand ich Frau von Schleicher mit dem General erschossen auf dem Fussboden liegend.» Der amtliche Bericht des Assessors Dr. Grützner in Potsdam vom 1. Juli 1934 besagte: «Auf Grund der Lage der Leiche und der von mir aufgefundenen Patronenhülsen gleichen Kalibers kam ich zu der festen Überzeugung, dass Selbstmord nicht vorliegt . . . Da der Herr Generalstaatsanwalt im Kammergerichtsgebäude nicht zu erreichen war, liess ich mich gegen 15 Uhr mit dem Preussischen Justizministerium verbinden und verlangte dort einen Dezenten der Zentral-

Staatsanwaltschaft sehr dringend zu sprechen. Da Staatsanwaltschaftsrat von Haacke nicht zu sprechen war, gab ich der Telefondame den Auftrag, ihm mitzuteilen, dass der Reichskanzler a. D. von Schleicher aus politischen Gründen ermordet sei. Bis zu diesem Augenblick war ich der festen Überzeugung, dass General von Schleicher von Angehörigen der Verräterkreise um Röhm ermordet worden sei. In meiner Überzeugung wurde ich erstmalig schwankend, als ich nach dem Gespräch mit dem Justizministerium zufällig hörte, dass keine Vernehmungen gemacht werden sollten, sondern dass der ganze Sachbefund nur in Berichtsform niedergelegt werden sollte.»

Die spontane Enthüllung am Tatort weckte mich aus dem Grübeln. Es wurde Zeit, schleunigst aus der Tenniskluft und aus dem Wagen herauszukommen. Aber wie und wo? Ich parkte am unteren Ende des Böttcherweges und ging bergan. Das Nummernschild 8 zeigte den Namen: «von Ditzfurth». Aus dieser Sippe stammte die Frau meines Bruders in Afrika. Einer ihrer Vettern in Berlin war ehemaliger Oldenburger Dragoner, angeblich PG., den ich nicht von Ansehen kannte. Ich zögerte. Da öffnete sich die Haustür zum Vorgarten. Der Hausherr winkte. Ich trat ein. «Anzug und Schuhe zum Wechseln sind oben!» Er war voller Hilfsbereitschaft, hatte sein Parteiabzeichen auf die Nachricht von Schleichers Ermordung hin abgelegt. Der Anzug war zwei Nummern zu gross, geleitete mich aber ungestört nach London. Frau Thilde wollte mich nicht wieder aus dem Hause gehen lassen. Aber ich bestand darauf, den verräterischen Wagen persönlich von der Strasse zu bringen, um nicht Durchsuchung der ganzen Nachbarschaft heraufzubeschwören. Mein Risiko musste ich selbst laufen.

Idi konnte den Mercedes ungehindert im Babelsberger Forst im Unterholz abstellen. Zwei Tage später meldete der Polizeifunk, man habe ihn sichergestellt. Auf meinem Rückweg preschte auf dem Böttcherweg Erwin Planck mit seiner Frau an mir vorbei zum Griebnitzsee, gefolgt von zwei SS-Motorradfahrern. Mich

beachtete niemand in meiner Tarnung. Am 2. Juli wurde ein Fahndungsbefehl für mich durch den Reichsrundfunk durchgegeben: «Gesucht wird Gottfried Treviranus, geboren 20. 3. 1891 in Schieder/Lippe, wegen Hoch- und Landesverrat. Er hat sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen. Wegen der Gefährlichkeit des Verbrechers ist bei Erkennen von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.» Dieser Steckbrief war der erste in meinem Leben und ist der letzte geblieben. Da der Inhalt schiere Verleumdung war, liess ich mich unter dem schützenden Dittfurth-Dach nicht aus der Ruhe bringen, zerriss aber den Testamentsentwurf, weil ich nichts mehr zu vererben haben würde. Des Teufels Lügenbold, Joseph Goebbels, versuchte im Reichsrundfunk in Umkehr der Kommentare der Auslandspresse mit verlogener Verdrehung die Eigenmächtigkeit und den Blutrausch seines Meisters und der Mordgesellen zu rechtfertigen: «... Die internationale Weltpresse ist geradezu in einen Taumel böswilliger Verhetzung und hysterischer Verleumdung hineingeraten. Das deutsche Volk aber soll in dieser Stunde der Abwehr und des Protestes als Zeuge aufgerufen werden gegen die Böswilligkeit, mit der man wieder einmal versucht, Deutschland und seine Führung systematisch in den Augen der Welt herabzusetzen und zu verunglimpfen. Die deutsche Regierung hat die Vorgänge des 30. Juni mit einer beispiellosen Offenheit dem eigenen Volk und der Welt dargelegt. Sie hat mit nichts zurückgehalten und in allem der Wahrheit die Ehre gegeben ... Ein grosser Teil der Auslandspresse behauptet, in Deutschland könne kein offenes Wort mehr gesagt werden, die Wahrheit sei aus der Presse unseres Landes verbannt. Jeder Journalist konnte unschwer feststellen, dass das Volk in seiner Gesamtheit die Vorgänge im Zusammenhang mit dem geplanten Hochverrat mit einer beispiellosen Begeisterung begrüsst und dass die Autorität des Führers um ein Vielfaches gestiegen ist. Was hat ein beträchtlicher Teil der Auslandspresse und der ausländischen Sender daraus gemacht? Eine Lügenkampagne, die in ihrer Bosheit nur noch verglichen werden

kann mit der Greuelmärchen-Propaganda, die während des Krieges gegen Deutschland inszeniert wurde. ‚Oeuvre‘ wusste zu vermeiden, dass es überhaupt kein Komplott gegen Hitler gegeben habe. Der ‚Daily Telegraph‘ meldet, dass der Herr Reichspräsident im Sterben läge. Am selben Tag empfängt Hindenburg den Führer. Zur selben Stunde werden die Danktelegramme des Generalfeldmarschalls an den Führer und an den preussischen Ministerpräsidenten veröffentlicht. Der ‚Daily Express‘ hat des Rätsels Lösung gefunden: ‚Die Danktelegramme Hindenburgs wurden erzwungen mit der Drohung, dass man zwei der englischen Freunde des Reichspräsidenten sonst erschießen würde.‘ Wie stümperhaft aber die englische und französische Meinungsfabrikation ist, beweist Radio Wien mit der Mitteilung, dass soeben – man bedenke: Soeben! – wie wahrheitsgetreu das klingt –, ‚dass soeben Reichsbankpräsident Dr. Schacht und der ehemalige Reichsminister Treviranus in Lichterfelde erschossen worden seien.‘ Wohlgermerkt, Männer, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen oder spielten und bei denen sich jedermann unschwer überzeugen kann, dass sie noch ausserordentlich lebendig sind ...»

An der Hand des Fahndungsbefehls konnten unbefangene Beobachter leicht feststellen, dass auch die letzte Behauptung erlogen war. Wenn man gewusst hätte, wo ich zu sehen war, hätte man mich nicht zu suchen brauchen. Dass die Mehrheit der Bevölkerung aber unkritisch solchen offiziellen Meldungen zuhörte, habe ich in späteren Jahren lernen müssen. Führer wie Mordgesellen blieben ungeschoren. Die letzten Salven der Füsilierkommandos krachten am 2. Juli morgens um 7 Uhr auf Hitlers Befehl. Kurz danach ging ein Polizeifunkspruch des Preussischen Ministerpräsidenten und Chefs der Geheimen Staatspolizei an die nachgeordneten Polizeidienststellen: «Alle mit der Aktion der beiden letzten Tage zusammenhängenden Akten sind auf höhere Anordnung zu verbrennen. Vollzugsmeldung ist unverzüglich zu erstatten.» Trotzdem haben einige Akten überlebt, sonst würde

keine vollständige Zeitgeschichte jener schwarzen Tage geschrieben werden können.

Hans Otto von Ditfurth hatte sich noch am Abend des 30. Juni erboten, meiner Familie Nachricht zu geben, dass ich in vorläufiger Sicherheit sei, aber in der Sorge wegen Sippenhaft sofortige Abreise nach Oberschlesien zu meinem Bruder in Ostroppa an der polnischen Grenze und Weiterreise zu den Bata-Freunden in Zlin mit unseren beiden Söhnen für dringend geboten hielte, während unsere Tochter die gebuchte Mittelmeerreise mit der «Monte Pasquaal» der Hamburg-Süd samt meinen Eltern und den jungen Basen am 2. Juli antreten solle. Im Hause könne alles stehen und liegen bleiben ausser dem Reisegepäck. Über die Familie Kastl, unseren Hausnachbarn in Wannsee, konnte unser Hausarzt noch spät abends erreicht werden, dem es trotz der Kriminalbeamten gelang, zu seiner Patientin im Hause vorgelesen zu werden. Bald danach meldeten die Beamten sich bei der Dienststelle ab: «Der Bursche ist getürmt. Hierbleiben zwecklos!» So konnten die Meinen in der Nacht ungestört packen. Sie erhoben keine Einwendungen, dass der Haussohn Bodo von Bodenhausen-Arnstein und die beiden Hausgehilfinnen während der Nacht vorsorglich meine Briefe und Akten in der Heizung verbrannten. Der Grenzübertritt nach Mähren gelang binnen zweier Tage, ebenso wie das Anbordgehen in Hamburg. Nur mein Vater weigerte sich, mitzureisen und zog es vor, in Thüringen bei meinem vierten Bruder auf dem Lande mein weiteres Schicksal abzuwarten. Professor Hermann Muckermann gelang es, vor der Übernahme des Hauses in der Strasse zum Löwen zur Versteigerung des Inventars zum Nutzen der Staatskasse meinen Reisepass an sich zu nehmen. Er blieb der treue Postillion. Während Freunde in Berlin und England sich mühten, meinen eigenen Grenzübertritt vorzubereiten, halfen das muntere Geplauder der Kinder, die Betreuung des jüngsten Brüdchens, Löwe genannt, und die unermüdliche Hilfsbereitschaft der Eltern dem «Onkelchen» die Ungewissheit der Wartezeit zu erleichtern.

Dem Hausmädchen war bedeutet worden, ich sei ein Vetter aus Afrika mit Sonnenstichfolgen, leicht ausfallend, wenn angesprochen. Darum dürfe kein Nachbar erfahren, dass ich unter dem Dach hause, andernfalls würde man mich in eine Anstalt sperren ... Die Brave hielt dicht. Herr von Pentz, Vorstandsmitglied bei Siemens-Planitz, erschien am 2. Juli abends bei seinem Mitarbeiter und Kameraden Dittfurth und berichtete von den tragischen Vorgängen im Hause Schleicher. Er habe mit seinem Regimentskameraden Kurt von Hammerstein-Equord vergeblich versucht, Freund Schleicher die letzte Ehre zu erweisen. Auf dem Friedhof seien sie als die einzigen Leidtragenden erschienen. Nach langem Warten sei der Bescheid gekommen: «Die Beisetzung des Ehepaares findet nicht statt. Die Asche ist nach der Verbrennung verstreut worden.» Auch General von Bredow sei am 30. Juni abends auf der Türschwelle seiner Wohnung beim Öffnen der Tür von einer Kugel niedergestreckt und sterbend nach Lichterfelde gebracht worden. Ehe dieser Hausfreund uns verließ, hörten wir den Text eines merkwürdigen Nachrufs Reichenaus – wie sich später nachweisen liess, von Blomberg und Göring abgezeichnet – in völliger Verdrehung der Wahrheit: «... In den letzten Wochen wurde festgestellt, dass General a. D. von Schleicher mit auswärtigen Mächten staatsgefährdende Verhandlungen geführt habe. Damit war erwiesen, dass er sich in Worten und Werken gegen diesen Staat und seine Führung betätigt hat. Diese Tatsache machte seine Verhaftung im Zusammenhang mit der gesamten Säuberungsaktion notwendig. Bei der Verhaftung durch Kriminalbeamte widersetzte sich General a. D. von Schleicher mit der Waffe (!). Durch den dabei erfolgten Schusswechsel wurden er und seine dazwischentretende (!) Frau tödlich verletzt.»

Hitler wiederholte am 11 Juli vor dem Reichstag den erlogenen Vorwurf des Landesverrats, der auf ein angebliches Paktieren Schleichers mit Frankreich zielte und ebenso unbegründet war wie der übrige Text. Das Auswärtige Amt musste sich beim

Aussenminister am Quai d'Orsay in Paris entschuldigen, dass die Darstellung des Reichskanzlers jeder Grundlage entbehre. Der zu Unrecht angegriffene Botschafter François-Ponjet blieb bis 1938 in Berlin akkreditiert. Am 24. Juni, sieben Tage nach der Marburger Rede vor Studenten, hatte ich den Kameraden der letzten zehn Jahre aus dem «Herrenclub» und der Motzstrasse, Edgar Jung, gemeinsam mit John Wheeler-Bennett vom Londoner «Institut für Zeitgeschichte, Chatham House», im «Kaiserhof» gesehen. Der gute Freund wirkte sehr gelassen und selbstsicher. Ich zog ihn in eine Ecke und bat ihn, mich um drei Uhr am Roseneck zu treffen, um mit Wheeler-Bennett Informationen über eine Absprache Reichswehr-Hitler zur Unterdrückung der SA zu überprüfen. Er stieg pünktlich zu mir und dem Londoner Gast in den Wagen, und ich liess ihn erst aussteigen, als ich in Grunewald in einer schwer einsehbaren Dichtung anhielt. «Wozu soviel Umstände?» fragte er. «Weil Sie, wenn die Vermutungen, die in London kursieren, auch nur annähernd zutreffen, noch heute Nacht über eine grüne Grenze ausser Landes gehen müssen. Man kreidet Ihnen die Marburger Rede an!» Wheeler-Bennett erzählte die Gerüchte Berliner Mittelstleuten und bestätigte meine Bedenken. Jung wehrte sich: «Ich stehe unter dem Schutz von Papen und der Reichswehr!» Ich unterstrich diesen Irrtum. Schliesslich erklärte sich Jung bereit, noch nachts aus Berlin zu verschwinden und wenigstens bis zum Herbst nicht nach Deutschland zurückzukehren. Am nächsten Abend wurde er in seiner Halensee-Wohnung verhaftet und in der Nacht zum 30. Juni aus dem Keller in der Prinz-Albrecht-Strasse herausgeholt. Seine Leiche fand man in einem Strassen-graben bei Oranienburg.

Mein Marinekamerad und Reichstagskollege Gotthard Sachsenberg sass bereits auf einem der Henkerwagen unterwegs nach Gross-Lichterfelde, von wo in diesen Mordtagen keine der unschuldigen Opfer auf den Proskriptionslisten von Göring und Himmler lebend zurückkamen. Da erkannte ihn unterwegs ein

Major der Grünen Polizei, holte ihn herunter und liess ihn zu seiner Sicherheit zum Zuchthaus Lichtenberg bei Torgau in Schutzhaft bringen. Als die Mordwelle auslief, wurde Sachsenberg sofort entlassen, weil «kein sachlicher Grund» zu seiner Verhaftung vorgelegen hätte. Er überlebte – trotz Görings Ränke – auch den Zweiten Weltkrieg als Nachfolger seines Vaters in der Rosslauer Familienwerft im Schutz der aktiven Marinekameraden. Freunde im In- und Ausland hatten nach der Verbreitung des Umfangs der Morde mit den Vorbereitungen für eine Ausreise für mich begonnen, nachdem Bernhard von Bülow im Auswärtigen Amt bestätigt hatte, dass eine Zurücknahme der Hoch- und Landesverratsfahndung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten sei. Damit waren auch für mich die Würfel gefallen: Ade, Du mein lieb Heimatland! Archibald Church, der Herausgeber des «Realist», Mitglied der Macdonald-Partei im englischen Unterhaus, seit 1926 gelegentlich auch mein Hausgast in Berlin, war einer der eifrigsten Helfer. Er flog von England mit vorbereitetem britischen Majorspass und einem von meinem Anwaltsbruder in Berlin besorgten Passfoto zu Dr. Regendanz in Dahlem, dem Schatzmeister der Konservativen V. P. und Freund meiner Familie, und besprach eine Reihe von Fluchtwegen. Der Schweizer Langstreckenflieger Mittelholzer war willens, mich vom Regendanz-Gut in Mecklenburg am Schwenziner See auf Wasserkufen auszufliegen. Ein britischer Kreuzer war in Swinemünde am Kai und würde mich an Bord nehmen. Ein norwegischer Pass und Steuermannspapiere konnten in Hamburg für mich zugerichtet werden. Aus allen Freundschaftsangeboten wählte ich den Vorschlag von Professor Hermann Muckermann, mich auf ähnlichem Wege wie Heinrich Brüning nach Holland zu lotsen. So nahm ich dankerfüllt am 13. Juli Abschied von der Ditfurth-Familie und stieg in den Wagen des Bückeburger Nachbarsohnes. Als wir gegen Mittag ungefährdet die Höhe von Bad Pyrmont passierten, fragte ich, ob ein Umweg über meinen Heimatort Schieder, aus dem ich vor 35 Jahren auf den Tag

verzogen war, zu vertreten sei. Er nickte. Es ging gut, obschon die Tochter des alten Gärtners Schockenbaum mich wieder-erkannte auf dem Friedhof unter den Eichen. Das hatte die nicht eingeplante Folge, dass die Kunde dieser Heimkehr an die Partei und Polizei gelangte und eine Reihe von Bekannten im Lipperland befragt wurden. Die Absperrung an den Externsteinen kam aber zu spät. Wir waren um vier Uhr nachmittags vor der Domprobstei in Münster, wo Muckermann eine Pause einlegen wollte, um seinen Bruder Friedrich, den streitbaren Jesuitenpater ohne Furcht, der nach Reise- und Redeverbot durch Goebbels bei den Clemens-Schwestern wohnte, zu veranlassen, wegen drohender Verhaftung noch in der Nacht schwarz nach Oldenzaal auszureisen. Ein Kaplan nahm uns im Garten beiseite: «Die Gestapo war heute Nachmittag hier. Der Wagen aus Emmerich wartet am Neuplatz mit der holländischen Nummer. Der Fahrer weiss Bescheid!» Muckermann versprach, mich abends in Arnheim zu treffen. Ich fand den Domorganisten von Emmerich, Johann Heister, ohne Mühe und stieg ohne ein Wort zu ihm. Er sollte um acht Uhr an einem Grenzposten sein, der vorbereitet sei auf unser Kommen. Der rührige Nothelfer Dechant Spruenken in Emmerich hatte für alles gesorgt. Unterwegs hielt uns ein Gendarm an und liess sich die Wagenpapiere zeigen. An mir nahm er kein Interesse. In der einen Tasche hatte ich meinen alten Reisepass, in der anderen den britischen Majorspass auf den Namen Church in Genf 1931 ausgestellt. Zwei Kilometer vor der Grenzschanke stand eine Frau und nahm ihr Kopftuch ab, als wir querab waren. Einen Kilometer weiter stand ein Junge und winkte mit beiden Händen. «Alles klar!» sagte der Organist. Als die Schranke hochging, war es kurz nach acht Uhr. Wir rollten durch den Übergang in Richtung Arnheim, ohne eine Frage zu hören, nur Hand an der Mütze als Gruss, ohne «Heil Hitler». Man kannte Herrn Heister als Grenzgänger am kleinen Grenzverkehr abseits der Heerstrasse. Auf holländischer Seite war ein Wortwechsel von kurzer Dauer: «Etwas zu verzollen?» «Nein,

ohne Gepäck zu Besuch!» Ich zeigte meinen deutschen Pass beruhigt. Ausser Sicht der Grenzpfähle trat aus einem Gehölz eine Gruppe von fünf Holländern. Der Sprecher bot mir ein Willkommen im Namen englischer Freunde, die er nicht benannte. Er habe Auftrag, für meine Sicherheit in Holland zu sorgen. Falls die Durchschleusung nicht zur angegebenen Zeit vor sich gegangen wäre, wäre ein Schmugglergefecht inszeniert und ich währenddessen zu Fuss weiter unterhalb über den Grenzbach gebracht worden. Dieser Beschützer fuhr mit uns nach Arnheim. Im Gasthof wartete Hermann Muckermann auf uns. Als wir beide Abschied nahmen, ahnte keiner von uns, dass wir uns erst nach vierzehn Jahren in Dahlem wiedersehen durften. Geri, den Schäferhund meiner Familie, hatte er sich zur Pflege erbeten. Als Gegengabe liess er mir den schwarzen Priesterhut. Ich habe nach den Beweisen seines Opfermutes für uns «Brüder in Christo» niemals wieder eine Verketzerung des Ordens von Ignatius von Loyola ohne Widerspruch angehört. Beide Brüder Muckermann gehörten zu den unerschrockenen Kämpfern für ein geistiges Menschentum deutscher Sprache ohne Grenzstreit zwischen Konfessionen und Nationen. Hermann, der ältere, hatte 1926 den Ordensdispens als Priester erhalten, um seinen Forschungen als Schüler von Francis Galton auf dem Gebiet der Eugenik, heute Humangenetik, und Anthropologie nachgehen zu können. Im Jahr darauf war er von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der heutigen Max-Planck-Gesellschaft, in Dahlem zum Abteilungsleiter im Institut für diese Disziplinen bestellt worden. Da er mit den braunen Rassentheoretikern auf der Propagandaebene nicht paktieren wollte, verlor er 1933 diesen Forschungsposten. Nach Verhören durch die Gestapo 1935, bei denen die Schwarzfahrten durch das Münsterland nach Holland nicht zur Sprache kamen, wurde ihm Rede- und Druckverbot auferlegt und der Pass entzogen. In seinem Hause in Frohnau gab er einer getreuen Gemeinde Tröstungen durch seinen Mut in Andachten. 1945 konnte er als Ordinarius an der Technischen Universität und als

Honorarprofessor an der Freien Universität Berlin in die Lehrtätigkeit zurückkehren. Erst mit 85 Jahren nahm ihm, dem Verfasser von mehr als 50 Büchern und Schriften, der Tod die Feder aus der Hand.

Am Morgen des 14. Juli konnte ich meinem Vater in Thüringen sagen, dass ich in Sicherheit sei. Dann brachte mich der Wagen des neuen holländischen Betreuers nach Katwijk an Zee. Wir warteten den Tag über, da ich erst nach Eintritt der Dunkelheit bei einer englischen Familie in Scheveningen abgesetzt werden sollte. Der Hausherr berief sich auf seine Order, mich als Gast zum Nachtboot in Hoek van Holland zu bringen. Auf dem Boot wurde ich verwarnt, nicht die Kabine zu verlassen, bis mich morgens ein Bekannter abholen werde. Ich schlief ein ohne Vorsorge für den nächsten Tag und die unbekannte Zukunft.

2.

England – Insel der Zuflucht

Als am 15. Juli 1934 das Nachtboot von Hoek van Holland in Harwich am Kai vertäut wurde, kam mir im Halbschlaf die verdrängte Ungewissheit der Zukunft zum Bewusstsein, gleichzeitig aber die Zuversicht des Totengesangs für Imogen in Shakespeares «Cymbeline»: «Hast nicht zu fürchten fürderhin der Mächt'gen Grimm noch des Tyrannen harten Griff, darfst frei von Sorgen sein für Kleid und Speis' ...» Arbeit, Brot und Unterkunft mussten noch gefunden werden. Das Fünfmärkstück vom Tennisplatz in Wannsee bewährte sich als echter Talisman. Von Woche zu Woche fanden sich neue Freunde und Nachbarn als Nothelfer, bis ich wieder mit eigener Arbeit haushalten konnte.

Mit dem angesagten Klopfen an der Kabinentür erschien um 6 Uhr der britische Kapitänleutnant Fletcher, Mitglied der Macdonald-Gruppe im Unterhaus, später im Oberhaus. Ich kannte ihn von Besuchen in London als Freund von Archibald Church. Er brachte mich zum Liverpool-Street-Express an einen Frühstückstisch im reservierten Abteil und verliess mich auf kurze Zeit, um meine Ankunft nach London zu melden. Auf dem Gedeck fand ich einen an mich adressierten Briefumschlag mit erheblichem Betrag in Zehn-Pfund-Noten. Ich schloss den Umschlag wieder und reichte ihn nach der Rückkehr dem Gastgeber mit der Bitte, dem Spender mit meinem Dank zu erklären, ich hätte den Wunsch, um Aufenthaltserlaubnis im Vereinigten Königreich als Unabhängiger nachzusuchen. John Wheeler-Bennett, seit 1928 Historiker der Zeitgeschichte und mein Hausfreund bei Besuchen in Berlin, heute Sir John, nahm mich als Gast zu sich ins Albany, Picadilly. Sein Begrüßungsgeschenk, ein Aktenkoffer aus Leder für ehrenwerte Herren, passte nicht recht zu meinem Aufzug. Der Kammerdiener beeilte sich, den Savile-Road-Schneider seines Herrn für den nächsten Tag zu empfehlen. Wie sollte er wissen, dass der «sehr ehrenwerte Gast» seit seinem letzten Besuch in der Märzwoche 1932 ein armer Mann aus Szechuan geworden war.

Zunächst ging ich zu Jan und Mona Anderson nach Weybridge, Surrey, um Brüning wiederzusehen. Anna Seghers «Erinnerungen» an ihr Emigrantenschicksal gelten für jeden, der nicht freiwillig auswanderte, sondern durch Hitlers Wahn emigriert wurde: «Achtzehn Jahre im Ausland, ausgestossen sein aus dem Leben zu Hause. Strafe! Für was? Ist es ein Vergehen, eine eigene Meinung zu haben, zu äussern, zu verteidigen?» Brüning und mir sollte es unendlich viel besser gehen als dem Gros unserer Schicksalsgenossen. Zum «Heil Hitler» und dem undeutschen Gruss hatten wir uns nie bequem, aber nie Erpressung, Entwürdigung, Prügel oder Folter erdulden müssen, wie es seit dem Frühjahr 1933 in der Heimat ohne Rücksicht auf Rang und Würden – vom Reichsminister Gessler bis zum Nobelpreisträger von Ossietzky – das Los freier Menschen war, deren Gesicht dem Propheten nicht gefiel. Ich hatte im Laufe der Exiljahre Grund gefunden, Hitler und Göring, den Anstiftern des Reichstagsbrandes und der Morde am 30. Juni 1934, sogar dankbar zu sein, dass sie – in ihrer Ungeduld, sich an mir für Ablehnung ihrer Bestechungsversuche zu rächen – mich schon 1934 zur Landesflucht gezwungen hatten. Das bewahrte meine Söhne vor dem Schicksal von Millionen ihrer Altersgenossen, früh für einen Irrglauben sterben zu müssen. Es ist unwahrscheinlich, dass ich selbst nicht im aktiven Widerstand gegen den Usurpator spätestens 1944 unter den siebenunddreissig Freunden gewesen wäre, die den Henkertod erlitten.

Ein guter Stern hatte Heinrich Brüning gleich nach seiner Ankunft in London durch Archibald Church zu Andersons nach Weybridge geführt. Unter diesem Dach blieb «Harry», wie ihn seine Mutter nannte, Hausgenosse. Diese Wahlverwandtschaft mit den Eltern Jan und Mona Anderson, den Kindern Fiona, John und Colin, der Grossmutter Ethel, bescherte ihm einen Familienkreis, wie er ihn nach der Studentenzeit in Strassburg bei Henner und Anna-Maria Tennstedt mit den beiden Töchtern am Rhein und in Berlin gefunden hatte. Als Andersons 1935

einen Landsitz bei East Grinstead in Sussex erwerben, konnte Brüning sich in «Old Surrey Hall» und auf der Wilderwick-Farm bei der Anlage einer Parklandschaft mit Axt und Baumsäge nützlich machen. Die «Brüning-Schneise» trägt den Namen bis heute. Zu den Dauergästen wurde später auch meine Familie gezählt. «Here we are all Admirals» war die feierliche Begrüßung durch den Schlossherrn. Im aktiven Dienst war ich gerade vor der Verabschiedung 1919 bis zum Kapitänleutnant befördert worden. Lediglich Tirpitz, mit dem ich von 1924 bis 1928 im Reichstag auf den Bänken der Deutschnationalen Fraktion sass, hatte mir kameradschaftlich den Kapitänrang zugebilligt, aber zum Admiral brachte ich es erst in «Old Surrey Hall». Jan Anderson war aktiver Offizier bei den Seaforth-Highlanders und Adjutant des Herzogs von Atholl gewesen und im Kriege auch an den Frontabschnitten eingesetzt worden, an denen Brüning auf der anderen Grabenseite seine Maschinengewehre in Stellung brachte. 1937 machten wir drei Krieger gemeinsam im Anderson-Wagen mit Mona eine Fahrt von Ypern bis Laon entlang der alten Westfront von 1918. Im Soldatenfriedhof Maison Blanche bei Arras fand ich unter 40'000 Gräbern das Holzkreuz mit dem Namen eines Schwagers, gefallen am 18. März 1915 als Regimentsführer. Niemand von uns wünschte einen neuen Bruderkrieg. Aber Colin Anderson musste als Hauptmann im Stabe des Kanadischen Armeekorps unter General Simmonds bei Groote Beke in Holland 1944 sein Leben lassen.

Für Brüning und mich wurde das Leben auf der «Insel in silbriger See» heimatlicher, weil wir die englische Sprache beherrschten. Wir wussten, dass unter Briten «wenig Worte selten sinnlos wirken, da sie ein Atem trägt, der Worte nur mit Schmerz gebiert!» wie John Gaunt, Herzog von Lancashire, die angeborene Zurückhaltung seiner Landsleute in Shakespeares Dichtung umschrieb.

Brüning fand ohnehin durch sein stammverwandtes Wesen unter den Angelsachsen offene Türen und Herzen. Als er von der

Interparlamentarischen Wirtschaftskonferenz in London 1926 nach Berlin zurückkam, erzählte er schmunzelnd, dass ihm beim Festmahl in der Guildhall der Lord Mayor als Gastgeber ostentativ zugetrunken habe, als der Sprecher der Prager Delegation in seiner Tischrede sich nicht gescheut hatte, die gute Zusammenarbeit der Alliierten im Kriege gegen Deutschland stark hervorzuheben.

In Whitehall wie in der City hatten wir manch alte Bekannte. Lord Layton, «Economist» – Herausgeber, entscheidender Matador in London und in der BIZ in Basel, Brünings Hauptstütze im Kampf für die Reparationsstreichung 1931/32, wurde ein freundlicher Gastgeber auch meiner Familie. Montagu Norman, der Betreuer der «Alten Dame» in der Threadneedle-Street, der Bank von England, war der andere Brüning-Helfer im Durchbrechen der Versailler Mauer. Sir, später Lord, Josiah Stamp war in der Dawes-Plan-Konferenz der britische Vertreter gewesen und schrieb mit Brüning ein Vorwort zu den Lebenserinnerungen des General Dawes. Reginald Mackenna, Chef der Midland Bank und ehemaliger Schatzkanzler, ein wissbegieriger Deutschenfreund, war unser letzter Staatsbesucher in der Reichskanzlei am 28./29. Mai 1932. Diese Nachbarn verlangten keine Visitenkarte vom Alt-Reichskanzler. Ich kannte den Aussenminister Sir John Simon vom gemeinsamen Auftreten als Festredner bei der Goethe-Zentenar-Feier zum Todestage im März 1932. In der City stellten sich Männer mit deutscher Herkunft wie die Privatbankiers Paul Lindenberg in Japhet & Co. und Kleinworths und Siegmund Warburg und Dr. Koerner aus Berlin in der New Trading Corporation, King William Street, nicht taub, wenn wir sie ansprachen. Heute hat Sir Siegmund den alten Familiennamen Warburg in seiner führenden Privathandelsbank mit massgeblicher Beteiligung an der Frankfurter Effekten- und Wechselbank und dem wiedererstandenen Hause Max Warburg-Hamburg wieder zu hohen Ehren in der internationalen Bankwelt gebracht. Bei Jan Anderson, Nairn & Co., Investitionsmak-

ler an der Börse, konnte Brüning natürlich ein- und ausgehen als Freund des Hauses. Seit dem Ableben seines Vaters im Mai 1970 führt John Anderson, Schwiegersohn von Lord Perth, dem ersten Generalsekretär des Völkerbundes in Genf, die Firma allein.

Als das Ehepaar Graf Limburg-Stirum zum Portman Square in London in die Botschaft der Niederlande übersiedelte und Roland de Margerie als Botschaftsrat von Berlin nach London versetzt wurde, war auch im Diplomatischen Corps eine kameradschaftliche Rückendeckung gegeben. Mit der deutschen Botschaft in Carlton Terrace nahmen wir keine Fühlung auf wegen der Beschattung aller Vertreter des Auswärtigen Amtes durch die Nazi-Tscheka und die NS-Auslandsorganisation Bohlen. Ich kannte den Botschaftsrat Fürst Otto von Bismarck aus gemeinsamer Reichstags-Fraktionsarbeit. Leopold von Hoesch, den Nachfolger Neuraths, früher Botschafter in Paris, traf ich nur zufällig auf Spaziergängen im St. James Park. Von den deutschen Ausländskorrespondenten, darunter Abshagen und Wilhelm von Kries, mein Mitarbeiter in der DNVP-Parteileitung 1926/28, hielten wir uns völlig fern, weil wir sie nicht gefährden wollten.

Im Zeitungsviertel der Fleet Street sah Brüning häufiger alte Bekannte unter früheren Berliner Ausländskorrespondenten, in der «Times»-Redaktion Norman Ebbutt, im «Daily Herald» den Chefredakteur Williams. Sir John Wheeler-Bennett und Archibald Church sorgten für Zuspruch aus ihren Freundeskreisen. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fanden diese Beziehungen in der Kriegspsychose ein natürliches Ende.

Mit der Zeit kam eine Kette von Besuchern aus der Heimat nach London und nach Ottershaw, die sich nicht an Bespitzelung kehrten: die beiden Fliegerinnen der Pionierzeit Elly Beinhorn und Antonie Strassmann, Otto Huebner, der Partner von Reginald Stamp als Versicherungsmakler im internationalen Markt, der 1944 dem Hitlerhenker überliefert wurde, und Erich Alf-

ringhaus, der damalige Pressebeobachter der SPD-Reichstagsfraktion, der mit mir 1931/32 kameradschaftlich an der Stärkung der Stillen Koalition Brüning/Otto Braun mitgewirkt hatte. Unsere telefonischen Kurzgespräche in meinem Hause um 6.30 Uhr dienten zur Überprüfung der Lageberichte, die Alfringhaus gegen 7 Uhr an die SPD-Redaktionen im Reith weitergeben musste. Unsere Unterhaltungen wurden abgehört und trugen mir den Beinamen «Roter Prinz» ein im Hause Hindenburg, obwohl Brüning sie für die Unterstützung der stillen Koalition als sehr nützlich ansah. Im beiderseitigen Exil blieb Alfringhaus von Dänemark aus mit mir in Verbindung. Als «Cohaus» kam er auch nach Ottershaw und Holland. Unser letztes Wiedersehen war in Amsterdam im Juni 1934 in Gegenwart von Otto Wels. Als ich mich gegen 23 Uhr zur Rückfahrt von Hoek nach Harwich verabschieden musste, gab mir Otto Wels, der urwüchsige Nachbar, die Hand mit dem Zugeständnis: «Wenn Sie noch eine Stunde weiterreden würden, würde auch ich Monarchist!» Ich sah beide Nachbarn nicht wieder. Alfringhaus wurde ein Opfer der Hitlerinvasion in Dänemark, Wels starb im Oktober 1939 in Paris.

Rudolf Pechel, der versuchte, auf schmalen Grat die «Deutsche Rundschau» über die Runden zu bringen, bis ihn das Schreibverbot zur Strecke brachte, stand über Schweizer Freunde mit Brüning in laufender Verbindung, kam auch persönlich noch im Frühjahr 1939 zu Brüning zum Dolphin Square trotz der Gefahr der Überwachung durch die Botschaft. Da er 1942 «wegen staatsfeindlichen Treibens im In- und Ausland» und «Vorbereitung zum Hochverrat» ins KZ Sachsenhausen eingeliefert wurde, war unsere Sorge um ihn in all den Jahren der Trennung berechtigt gewesen; doch er überlebte die Verfolgung. Ein häufiger Gast war Dr. Hellmuth Elbrechter, der von 1934 bis 1938 in London lebte und dann wegen der Schwierigkeiten, sich ärztlich zu betätigen, nach Frankreich ging. Er wurde vor Kriegsausbruch nach Deutschland abgeschoben und im KZ Oranienburg

inhaftiert, bis es seinem Jugendfreund Kaufmann, dem Hamburger Statthalter, gelang, ihn auszulösen.

Nach dem ersten Wiedersehen mit Brüning versuchte ich, meine Familie so bald wie möglich zusammenzuführen, obwohl der Aufbau einer neuen Existenz noch nicht einmal das Luftschloss-Stadium erreicht hatte. Guido Regendanz, mein Verleger im Transmare-Verlag und Schatzmeister der Konservativen Volkspartei während des kurzfristigen Daseins 1930, hatte Schleicher seit 1930 mit seinen Auslandsbeziehungen unterstützt und wollte unter dem Hitlerregime nicht mehr nach Deutschland zurückkehren. Church hatte ihm geholfen, Frau und Kinder aus Dahlem nach dem 30. Juni, den er draussen erlebte, herauszubringen. Er gab mir die Hälfte seiner Barschaft als Vorschuss. Ich reiste am 24. Juli über Paris und Wien nach Zlin in Mähren zu den Gastgebern in der Bata-Familie. Seit 1933 war ich Aufsichtsratsvorsitzender der Oberschlesischen Bata-Schuhfabrik in Ottmuth/Oder mit der Option der Übernahme aller Aktien ab 1. 10. 1934 mit Gewinngarantie und einem 10jährigen Abzahlungsvertrag, aber mit der Verpflichtung, meinen Wohnsitz und die Leitung der Fabrik in Ottmuth zu nehmen. Diese Vertragsbindung einzuhalten war mir nun unmöglich, ebenso eine andere Mitarbeit im Bata-Konzern in Europa. Auf der Rückfahrt mit meiner Frau und den beiden Söhnen bestand die Familie darauf, wenigstens Versailles zu sehen. In London hatte ich in einer Herberge in Bayswater, nahe dem Hydepark, ein Zimmer gefunden, das der gutmütige Besitzer gegen Stundung hergab. Als in der Presse gemeldet wurde, dass auf der Rückfahrt vom Mittelmeer die «Monte Pascaal» der Hamburg-Süd auf Southampton-Reede geankert hatte, setzte ich mich auf die Bahn nach Southampton und liess mich von einem Reederei-Boot an Bord bringen. Meine Mutter machte mit der Verwandtschaft einen Landgang auf der Isle of Wight, hiess es. Zurück nach Southampton und zur Insel mit dem Fährboot! An der Landestelle erschien dann meine Mutter mit den Kindern. Ich erklärte, weshalb ich ihre Enkelin

entführen müsse und entschwand mit Barbara auf das Festland ohne Erlaubnis der Küstenpolizei. Gepäck musste an Bord Zurückbleiben, um Aufsehen zu vermeiden. In der Tat gab es in Hamburg ein unerfreuliches Nachspiel für den Kapitän wegen des Verschwindens eines Passagiers. Das gleiche gab es für mich in London wegen Vergehens gegen das Verbot einer Landung ausserhalb der erlaubten Häfen mit Androhung der Ausweisung. Das hatte mir gerade noch gefehlt! Infolge der Gefahrenzone der Sippenhaft in der Heimat war meine Verteidigung: «Not bricht Gebot!» Ich wurde begnadigt mit Hilfe von Vansittarts Stab.

Niemand beklagte sich über die Enge im Dachzimmer in Bayswater. Bei dem guten Sommerwetter konnten wir über Mittag auf dem Rasen im HydePark liegenbleiben und das Mittagsbrot einsparen. Beten waren wir gewohnt auch ohne Not. Nach drei Wochen kam die Wende. Anton Bon-Burckhardt, Leiter des Hotels Dorchester House am HydePark, Mitbesitzer von Browns Hotel nahe Piccadilly, Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft und des Swiss City Club in London, hatte Brünings Ankunft durch die Schweizer Gesandtschaft erfahren und lud ihn zu sich. Seither behandelte er Brüning und mich als Eidgenossen. Nun bat er mich über Nacht zum Tee, um einen Zürcher Gast zu treffen. Es war der bisherige Präsident der Anilin-Chemie AG in Wien, der I.G.-Farben-Generalvertretung im Donauraum, Wilhelm Roth, polnischer Staatsbürger aus Busk bei Tarnopol, jüdischer Konfession. Ich hatte ihn 1932 bei einem Frühstück im I.G.-Farben-Kreis in Berlin kennengelernt. Er kam ohne Umschweife zum Thema mit dem Angebot an mich, als Vertrauensmann für ein Zürcher Investierungs-Syndikat ohne persönliche Haftung zur Begutachtung und Überwachung von Investitionen in England gegen angemessene Gewinnbeteiligung aufzutreten. «Oder wäre Ihnen à-conto Vorauszahlung in festen Monatsraten, sagen wir achtzig Pfund im Monat, lieber?» Ich konnte nur nicken, sagte nicht Nein zum Rettungsanker und

ahnte, dass Anton Bon bei diesem Geschenk des Himmels Pate gestanden hatte.

Mir wurde ein Büro in 4, St. James Square zugewiesen. Arbeitsmässig war ich völlig freigestellt. Die Projekte wurden in Zürich ausgewählt, und ich hatte Zeit, mich um meine Familieninteressen an einer Sisalpflanzung in Kenya und an Patentverwertung in der Bluelight Ltd. zu kümmern und meine Hilfstätigkeit unter den Leidensgenossen in der Emigration auszubauen. Ich konnte meine Familie aus der Zimmerenge in ein Appartement-Hochhaus in der Oxford Street umquartieren und an die Ausbildung der Kinder denken. Wegen mangelhafter Kenntnis der Landessprache kamen öffentliche Schulen für die beiden Söhne nicht in Frage. Es stellte sich heraus, dass eine Internatsschule für die Umschulung der Jungen den staatlichen Schulen vorzuziehen war. Es fand sich ein Häuschen in Ottershaw, Surrey, achtzehn Meilen südlich Putney Bridge, in Sichtweite einer kürzlich eingerichteten Privatschule auf einem Landsitz. Wilhelm Roth erbot sich, dieses Anwesen im Woodlands Close zu erwerben und uns als Dienstwohnung zu übergeben. Die Söhne wurden zum 15. Oktober mit Beginn des Wintersemesters als Externe eingeschult. Ein Stück gerodeten Waldbodens mit Lehmkiesschicht, auf dem in zwei Jahren Rosenstöcke als Hecken und Spalier über Mannshöhe heranwachsen, wurde als Garten mit Vogelbrunnen von uns hergerichtet. Als Brüning kam, war er beglückt, dass er keine Sorgen mehr um die «Tres» haben musste. Erwin Brettauer schenkte Barbara zum Einzug einen irischen Terrier, und Daniel Prenn, der Davis-Cup-Sieger des Zehendorfer Rot-Weiss-Tennisclubs, überreichte sein altes Horch-Coupé.

Der Pfarrer der anglikanischen Kirche von Ottershaw, Reverend Hiam, war ein sehr belesener Kanzelredner. Er kam häufig ins Haus und lieh uns seine Bücher aus. Wir besaßen ja nichts mehr an gedruckten Schriften. Auch Andersons Freunde, Lawrence Seccombes auf Queenswood, und unser Gegenüber am Waldes-

rand, Vizeadmiral a. D. Morgan, gaben sich viel Mühe mit uns. In Gross-London fanden wir festere Bindungen im Familienverkehr mit Bertie und Elsie Berens, Industriekaufmann und Dichterphilosoph in Ealing, Mariann und Ernst Sander und dem alten Reichstagskollegen August Weber und seinen Kindern, die 1948 nicht wieder zurückwanderten, weil sie wie meine Söhne inzwischen Familien begründet hatten.

Als meine Eltern zu Weihnachten 1936 in Ottershaw bei uns einzogen, konnte meine Mutter im Vergleich mit dem Vorjahr, wo sie allein mit uns das Fest in London begangen hatte, feststellen, wie stark unsere Verwurzelung in dieser nachbarlichen Betreuung geworden war. Sylvester nahmen wir das letzte gemeinsame Abendmahl bei Reverend Hiam in seiner Gemeinde.

Mein Briefwechsel mit meinem väterlichen Freund Kuno Graf Westarp, an dessen Seite meine achtjährige politische Arbeit im Reichstag begann und endete, der nach dem Einmarsch der Sowjet-Truppen in Berlin 1945 trotz seines hohen Alters verschleppt wurde und in der Lagerhaft an Hunger und Nässe dahinsiechte, nach der Entlassung an Entkräftung auf den Stufen seines Hauses in Schmargendorf tot zusammenbrach, gibt ein Bild aus den Jahren 1934-38 über Leben und Denken in der Verbannung.

Brüning suchte eine feste Verpflichtung für seine Arbeitstage. Vorträge zu halten genügte ihm nicht. Er war daher dankbar, als das Queens College der Universität Oxford ihm eine Dozentur mit den Rechten eines ordentlichen Fakultätsmitgliedes und Wohnrecht anbot und griff zu. Das bedingte gleichzeitig ständige Betreuung einer Gruppe von Studenten als «Erzieher», der jederzeit den Fragestellern, ob junger oder älterer Semester, Rede und Antwort nach traditionellem Brauch zu stehen hatte. Brüning zitierte vor dem Abschied nach USA am «Hohen Tisch» im Speisesaal in meiner Gegenwart die Antwort, die Erasmus von Rotterdam 1499 in Cambridge, England, auf die stereotype Frage eines Briten gegeben hatte: «Wie gefällt es Ihnen bei

uns?» «Nirgends hat es mir so gut gefallen wie hier. Ein so angenehmes Klima, soviel Geistesadel und Bildung, nicht die abgedroschene und banale, nein, die sorgsam gepflegte, lateinische und griechische Sprache .. » Diese sokratische, englische Tradition erschien dem weisen «Humanisten des Nordens» als die beste Menschenerziehung, wie er in seinen Schriften in der Basler Musse-Zeit begründete.

Eine ausreichende Grundlage für die Familienexistenz war allerdings auch für mich notgedrungen die Voraussetzung für ehrenamtliche Wohlfahrtsarbeit. In der zweiten Runde günstiger Schicksalsfügung wurde mir Ende 1935 die erste Vorzugsdividende aus Afrika überwiesen für meine Mehrheitsbeteiligung an der von meinem Bruder in Kenia nahe Mombasa seit 1929 aufgebauten Sisalpflanzungen-Gesellschaft Kurwitu Ltd. So konnte ich mich um die Exilpartner kümmern. Ich begann mit der Einladung zur Gründung eines wöchentlichen Mittagstisches in Soho, die an alle namhaften, in London wohnenden Emigrierten versandt wurden. Einundzwanzig Gründer meldeten sich, von Nachbarn mit konservativem Etikett bis zu Meusel aus der KPD. Jeder von ihnen hatte das Recht, zu der Soho-Runde im Restaurant Français einen Gast mit gleichen Diskussionsrechten einzuführen. Der Tischpräses hatte die Pflicht, bei allgemeinen Diskussionsthemen Monologe abzukürzen. Auf mich fiel die Wahl. Der Historiker Veit Valentin und Geheimrat Demuth, der jahrelang die Berliner Handelskammer und städtische Winterhilfe betreut hatte, wurden zu Stellvertretern gewählt. So durfte ich zweieinhalb Jahre bis zur Umsiedlung nach Lancashire meiner angeborenen Neigung zur Unparteilichkeit und begrenzter Freude am Zuhören frönen und eine Tradition der Kameradschaftlichkeit aufbauen helfen, die heute im «Theodor-Heuss-Verein», dank der unermüdlichen Zähigkeit unseres verstorbenen Freundes Demuth weiterlebt. Ich wurde Ende 1935 von Sir Neil Malcolm, dem Hohen Kommissar des Völkerbundes für deutsche und österreichische Flüchtlinge von Nazi-Ver-

folgung, und seinem Adjunkten Viscount Duncannon gebeten, ihnen zur Entlastung des kleinen Stabes des Völkerbundkommissars in der Pflege persönlicher Beziehungen zu den sich ausbreitenden Organisationen der Vertriebenen in den europäischen Ländern beizustehen. Ich sagte zu unter der Bedingung, dass mir weder Reisekosten noch Aufwand vergütet würden. Ende 1937 setzte ich mich ab, um jüngeren Kräften in den jüdischen Organisationen Raum für eigene bezahlte Arbeit zu geben. Ich galt weiterhin bei den überlebenden Opfern der Anmassung Hitlers bis zur Endlösung als «Warenhaus für kleines Glück» oder «König der Gois» in den USA.

Durch Demuths einfallsreiche Initiative kam es 1938 zur dringlichen Hilfsaktion für akademische Hitlerflüchtlinge. Grossbritannien hatte in der Weltkrise eine strenge Abwehrgesetzgebung eingeführt. Einreise an den Grenzen wurde nur bei Verzicht auf jede Art von bezahlter oder unentgeltlicher Arbeitsannahme nebst Nachweis ausreichender Mittel zur Selbstversorgung des Haushalts gewährt, sofern nicht der Nachweis einer Beteiligung an britischen Firmen mit Geld oder durch Gründung einer eigenen Firma unter Einbringung von Patent- oder Gebrauchsmusterschutz zur Fabrikation – wie von mir – vorgelegt werden konnte. Der britische Arbeitsmarkt zeigte während der Weltkrise im Schnitt Jahr für Jahr 5 Millionen Arbeitslose. Infolge der Beschränkung für Aufenthalts- und Arbeitsgesuche waren karitative Hilfen für alle Vertriebenen nötig, die keine Mittel hatten, um sich einkaufen zu können. Das galt vor allem für akademische Berufsangehörige, die z.B. als Mediziner ihre Prüfungen nach britischem Standard in Englisch wiederholen oder bei Zulassung als Anwalt oder Barrister die Examina in englischer Sprache unter Druck der Standesorganisationen nachholen mussten und für die Studienzeit Unterhalt brauchten. Es gelang Geheimrat Demuth, für die Übernahme des Vorsitzes in der von uns konzipierten «Notgemeinschaft für deutsche Wissenschaftler im Ausland» Sir Henry Dale zu gewinnen, der seit

1928 Leiter des Nationalen Instituts für medizinische Forschung und 1936 Nobelpreisträger als Physiologe war und massgebliche Erfolge in der Auswertung des Mutterkorns für gynäkologische Pharmazeutik erzielte. Seine Autorität in allen wissenschaftlichen Disziplinen bestritt niemand dem späteren Präsidenten des British Council für wissenschaftliche Forschung, der 1942 bis 1947 Kabinettsrang besass und erst 1968 in Cambridge mit 93 Jahren von der Forschung und dem Leben Abschied nahm. Sir Henry bewog andere führende Persönlichkeiten im In- und Ausland, sich für die Unterbringung von Gelehrten an Universitäten und Sammlung von Spenden für Überbrückung der Anlaufjahre unter Beitritt zum Arbeitsausschuss aktiv einzusetzen. Es fanden sich mehr als sechzig angesehene Wissenschaftler und Männer der City zur Mitarbeit bereit, wie Sir William Beveridge, Sir William Brag, Professor Saxl – langjähriger Mitarbeiter am Hamburger Warburg-Institut –, Brünings Freund Hon. Brand, Jan Anderson und andere Freunde von uns wie die Mitverfolgten Ernst Fränkel, Julius Läufer, Hans Neufeld, Ernest Sander, Walter Steinhoff.

In Zusammenarbeit mit einem Aktionsausschuss in den USA unter der Initiative von Prof. Varian Fry, in dem Brüning sich unermüdlich beteiligte, gelang es der Notgemeinschaft, bis zum Kriegsausbruch über 2'000 Akademikern feste Arbeitsplätze im Britischen Commonwealth sowie in Nord- und Südamerika anzuweisen. Das war nur dank des Einsatzes von Sir Henry Dale möglich, der trotz seiner immensen Beanspruchung jederzeit für unsere Nöte zu sprechen war, und dank der vorbildlichen Unterstützung durch Geheimrat Demuth und seinen Stab.

Auf Grund der Freizügigkeit der Dozentenarbeit in Oxford brauchte Brüning Besuche auf dem Festland nicht einzuschränken und konnte laufend Besucher sprechen, aus der Heimat vor allem Bernhard Letterhaus, in den Niederlanden und in der Schweiz – betreut von Monsignore Poels-Heeren und Pieter Mommersteg, dem Krankenhausgeistlichen in Nimwegen – oder in Zürich und Luzern.

Ein Brüning-Brief vom 16. November 1937 an mich schildert seine Eindrücke aus jener Zeit: «Mein Lieber, ich sah allerhand Leute, auch Irmgard (von Willisen) erneut, ebenso Leute aus Potsdam. Alles unter sich widersprechend mit teilweise entgegengesetzten Auffassungen. Ich konnte Vieles aufklären. Guido's (Regendanz) Brief *Hauptschuld!* wurde gelesen. Darüber hinaus Warnung von gemeinsamen Bekannten mit genauen Einzelheiten. Fast jede Ihrer und Erichs (Alfringhaus) Unterhaltungen und Bemerkungen wandern nach einiger Zeit entstellt herüber. Es ist alles weniger System, sondern erklärlich durch Renommee, Geschwätzigkeit und etwas Verrat. Doch das alles mündlich. Ich glaube, auch die Besucher sind nicht alle vertrauenswürdig. Meinungen im Reichswehrministerium nach jeder Richtung aus Selbsterhaltung getarnt, keine konstruktive Idee, unwilliger als vor 2 Monaten, vielfach Schamgefühl aber auch Angst, aber nicht mehr vor draussen. Irmgard, Tante Hertha lassen herzlich grüssen. Hoffe Maria (Schwester) zu sehen. In Treue O. H. (Onkel Harry)»

Wir beide sahen nicht immer mit gleichen Augen die Problematik des Fühlunghaltens. Er warnte mich gern aus Sorge um meine Sicherheit vor allzu offener Sprache. Ich fühlte mich ungehemmter als er, dank des Erbes vom Grossvater Alexander Stewart aus dem Hause Appin am Loch Lomond. Dieser war 1802 in Irland in der dritten Generation eines schottischen Einwanderers geboren. Sein Grossvater war 1745 seinem Stammesvetter, dem unglücklichen Thronprätendenten Prinz Charles Edward Stuart ins Exil nach Frankreich gefolgt, hatte sich 17 Jahre später in County Cläre auf der grünen irischen Insel ansässig gemacht, ohne im Exil zu verzweifeln. Sein Enkel, der Vater meiner Mutter, Dr. jur. des Trinity College in Dublin, hatte mit 32 Jahren sein Anwaltsschild von der Tür genommen, Theologie studiert und eingedenk der Verpflichtung seines Wappenspruchs: «Wir stammen nicht von Königen, aber Könige von uns» über dreieinhalb Jahrzehnte lang «verlorene Anliegen»

aufgegriffen und auf den Schild gehoben und in Wort und Schrift in aller Öffentlichkeit und Unabhängigkeit vom Broterwerb und Konzessionszwang, verfochten, vor allem als erbitterter Gegner der Todesstrafe, die aus der Heiligen Schrift nicht zu rechtfertigen sei. Gegen Erbgut helfen nach meiner Erfahrung in der weiten Welt keine Pillen.

3.

Begegnung mit Churchill

In den ersten Wochen nach seiner Ankunft auf der «Insel in silbriger See» hielt Brüning sich im Anderson-Kreis ruhig bis auf seine erste Begegnung mit Sir Archibald Wavell, einem der führenden Generale, der in seinen Lee-Knowies-Vorträgen sich als Clausewitz-Schüler auswies. Eine Tagebuchnotiz von Harold Nicolson, dem ehemaligen Mitglied des diplomatischen Dienstes mit Verwendung in Berlin, namhaften Verfasser biographischer Studien und eifrigen Publizisten konservativer Prägung, verzeichnete unter dem 12. Juni 1934 eine Einladung zu Malcolm Bullock zum Frühstück mit Freunden, um Brüning zu treffen: «Brüning spricht gut und klar!» Im gleichen Hause hatte ich Nicolson 1927 abends zum Essen bis in den frühen Morgen erlebt. Als ich im März 1932 im Durchgang des Brandenburger Tores in Berlin von André François-Poncet in gewohntem kausischen Ton mit der Frage gestellt wurde: «Was haben Sie Nicolson gezahlt für das Buch?» verstand ich nicht, was er meinte. «Es ist wenig glaubhaft, dass Sie nicht wissen, dass Sie in seinem Buch *„Public Faces in private places“*, das gerade erschienen ist, als Reichskanzler von 1939 porträtiert werden, ich nebenbei als Herr des Quai d’Orsay! Wie lange haben Sie Nicolson gekannt?» Ich berichtete von der einmaligen nächtlichen Begegnung von 8 Uhr abends bis 5.30 Uhr früh bei Malcolm Bullock, dem konservativen Abgeordneten und Schwiegersohn Lord Derbys. Es folgte eine Einladung zum Frühstück in der Botschaft für den Tag darauf. Dort fand ich das Buch auf meinem Gedeck und erteilte dem Anzweifler Absolution.

Seit es sich in London Anfang August 1934 herumgesprochen hatte, dass ich wieder im Lande sei und Brünings Los im Exil teile, gab es Aufwind für Begegnungen. Lord Lloyd, Präsident des British Council für auswärtige Kulturfragen, lud uns zu sich und regte beim Abschied an, wir möchten Winston Churchill aufsuchen. Das geschah in der Residenz am Hyde Park. Der Hausherr diskutierte mit Brüning eingehend über die Gegenwart und Zukunft in Europa. Er bat um weitere Unterrichtung

und Aussprache. Als Brüning durch Festlandsfahrten und Vortagsreisen seltener in London zu sehen war, fiel mir das Führunghalten zu und ich genoss das Wiedersehen und die Gastfreundschaft in Chartwell Park, dem Landsitz in Kent, in vollen Zügen, bis ich 1938 abwanderte nach Lancashire und nur noch gelegentlich nach London zurückkam. Als Churchill wieder in die Regierung eintrat, war er ohnehin nicht mehr für gewöhnliche Sterbliche erreichbar; ich hatte Grund genug, das zu bedauern. In der englischen Geschichte kannte ich mich von Haus aus nicht weniger gut aus als in der deutschen. An Disraelis Reform der konservativen Parteidoktrinen hatte ich mich mit 12 Jahren erwärmt, wie das «Brevier des Konservativen» als mein Bekenntnis über 60 Jahre unverändert ausweist. Ich hatte früh englische Parlamentssitten als beachtliche Anregung für unsere Parlamentsdebatten betrachtet, noch Meinungs austausch mit Politikern auf der anderen Seite der Nordsee oder des Atlantik gescheut.

Mit 31 Jahren war Churchill als junger Abgeordneter Unterstaatssekretär für die Kolonien geworden. In den weiteren 14 Jahren verwaltete er mehr Ressorts als irgendein anderer Abgeordneter in den 6½ Jahrzehnten, in denen er einen Sitz im Unterhaus einnahm. 1911 fand er als Chef der Admiralität eine reformbedürftige Marine. Er berief Lord Fisher zurück als Stabschef, beförderte die Admirale Jellicoe und Beatty ausserhalb der Reihe, führte Ölfeuerung und 34-cm-Geschütze ein. An den veralteten Schiffskonstruktionen konnte er vor der Schlacht im Skagerak nicht viel ändern. Aber er war verantwortlich für die stille Mobilmachung in der Marine, die zwei Tage vor der Kriegserklärung 1914 die Flotte kriegsbereit fand, weil er die Einheiten nach den Manövern entgegen dem Kabinettsbeschluss unter Dampf beliess und die Besatzungen nicht auf Urlaub gehen liess. An Hand seiner Erfahrungen bei der Abschlussprüfung in Sandhurst und im Burenkrieg hielt er nicht allzuviel vom Berufssoldatentum. Er hätte Lessing Modell stehen können für den

Major Teilheim in «Minna von Barnhelm», der von sich sagte, er würde nur in äusserster Not sich zwingen, aus der Beschäftigung in Uniform ein Handwerk zu machen. Er wurde entsprechend kritisiert. Eine linksgerichtete Londoner Tageszeitung lobte ihn jedoch bei Kriegsausbruch für die Vorsorge: «Die Marine lacht über Politiker, aber kein Seemann lächelt über den Minister!»

Der Krieg brachte ihm Triumphe und Enttäuschungen. Churchill war der Vater der Luftwaffe, die er von den ersten Anfängen an elf Jahre betreut hatte. Er hatte in Anlehnung an Hannibals Elefanten Tanks entwickeln lassen, die der Premierminister Asquith «Winstons Narretei» taufte. Die Schlappen von Antwerpen und Gallipoli nahm Asquith zum Anlass, ihn auszuboosten aus dem Kriegskabinett, ehe das erste Kriegsjahr zu Ende ging. Churchill bestand auf einem Kommando an der Front und übernahm das 6. Schottische Füsilier-Regiment an der Westfront. Dort erlebte er den Durchbruch der Tanks bei Thiepval im September 1916 und seine Rechtfertigung. Als es am 8. August 1918 den britischen Panzern gelang, den Rückzug der deutschen Armee auf breiter Front zu erzwingen, und Ludendorff sofort einen Waffenstillstand forderte, war der Endsieg in Sicht. Churchill hatte aber sein Frontkommando nach zwei Jahren aufgegeben, um Kritik im Unterhaus zur Debatte stellen zu können. So wurde er bald Munitionsminister und blieb nach Kriegsende als Kriegsminister und dann als Schatzkanzler bis 1929 im Kabinettsrang. Als Kriegs- und Luftfahrtminister handelte er nach dem römischen Leitspruch: Nach dem Siege binde den Helm fester! Er sah voraus, dass der Frieden von Versailles, wie schon Keynes gesehen hatte, auf trügerischem Grund stand und die diktierten Grenzen nicht auf ewig gesichert waren. Als Brüning und ich 1926 die Korridorfrage mit Mitgliedern des Konservativen Dezember-Klubs des Unterhauses besprachen, galt auch Churchill als ein Staatsmann, der eine friedliche Auslösung des Danziger Korridors zu unterstützen bereit war. Das Ruhe-

bedürfnis seiner Wählermehrheit in Dundee, Schottland, die ihn als Kandidat der Liberalen 15 Jahre lang ins Unterhaus gesandt hatte, versagte ihm die Gefolgschaft 1922 – teilweise wohl aus Enttäuschung, dass ihn Lloyd Georg Ende 1921 nicht wieder in sein Koalitionskabinett aufgenommen hatte. Schmunzelnd erinnerte sich Churchill später in der Chartwell-Park-Runde: «Im Handumdrehen hatte ich ein Amt, einen Wahlkreis und einen Blinddarm verloren.» 1924 liess er sich in Epping als konservativer Kandidat wählen und erreichte auch das Ziel des Kabinettsintritts als Schatzkanzler. Diese Wähler blieben ihm 30 Jahre lang treu. Im August 1933 hatte Churchill bereits vor Hitlers Aufrüstungsplänen gewarnt und 1934 im März bei der Haushaltsdebatte im Unterhaus für die Luftwaffe auf stärkeren Ausbau gedrängt, weil Deutschland im nächsten Jahr die Parität mit der englischen Luftwaffe erreichen werde. 1937 traf er sich mit Ribbentrop, Hitlers letztem Botschafter in London, und setzte ihm auseinander, dass er England als Gegner nicht unterschätzen solle. Im September 1937 schreibt er: «Wenn unser Volk geschlagen würde, könnte ich nur wünschen, wir möchten einen ebenso unbeugsamen Vorkämpfer wie Hitler finden, der uns unseren Mut wiedergäbe und uns auf den Platz zurückführte, der uns unter den Nationen gebührt.» Er setzte im nächsten Jahr als Anerkennung und Warnung hinzu: «Wir wissen, das deutsche Volk sehnt sich nicht nach einem Krieg – vor allem nicht nach einem Krieg mit dem britischen Weltreich. Unsere Sorgen und Hoffnungen konzentrieren sich darum auf den ungewöhnlichen Mann, der an der Spitze Deutschlands steht. Er hat sein Land aus der Niederlage aufgerichtet.» Die Anhänger konventioneller Kriegführung warfen Churchill im Zweiten Weltkrieg vor, dass er dazu neige, nur eingleisig zu denken und impulsiv alles auf eine Karte zu setzen. Er entschied auch gegen Rat und Wunsch der Heerführer und Admirale, wenn er sich entschlossen hatte, aufs Ganze zu gehen. Als er fürchtete, die französische Flotte bei Oran könne an Hitler-Pétain ausgeliefert

werden, gab er rücksichtslos gegen das Empfinden seiner Marineoffiziere den Befehl, Feuer zu eröffnen und die bislang verbündeten Besatzungen auf den Schiffen zu versenken. Dieser Mut gewann das Vertrauen aller Neutralen in der Welt zu den Pranken des britischen Löwen zurück. Churchill rechtfertigte seine Handlung im Oktober 1940 im Unterhaus: «Mers-el-Kébir musste dem britischen Volke begreiflich machen, dass ich aus ihm eine ungeheure Kriegsmaschine mache und den Kampf bis zum Ende führen wollte!» Im Kriegstagebuch des späteren Feldmarschalls Lord Alanbrooke – neben Montgomery der bedeutendste Kopf der Armee – heisst es einmal: «Ich würde beinahe alles dafür geben, ihn nicht mehr sehen zu müssen!» Er bestätigte diesen Unmut in einem Brief an einen Vertrauten: «Ich habe nur eine Sehnsucht, eine lange, lange Zeit an einem Fluss mit vielen Fischen zu sitzen, ohne Meldungen, ohne Anrufe und ohne Gefahr, mit Churchill zusammenzutreffen.» Aber als Churchill Ende Juli 1945 durch die Neuwahlen gestürzt wurde, bekennt Lord Alanbrooke nach dem Abschiednehmen: «Es war eine sehr traurige und rührende kleine Sitzung. Ich sah mich nicht imstande, viel zu sagen, aus Furcht zusammenzubrechen. Ich danke Gott, dass ich Gelegenheit hatte, neben diesem Mann zu arbeiten, und dass er mir klarmachte, dass zuweilen solche Übermenschen auf der Erde existieren!»

Harold Nicolson schrieb das gleiche Urteil als Verehrer Churchills bereits Ende Juli 1940 in sein Tagebuch: «Ohne diese kleine Insel mit ihrem grossen Führer sähe Hitler seinen Wunsch erfüllt. ... Welche Verheissung! Ganz Europa gedemütigt ausser uns! Und die Verheissung, dass wir dank unserer Sturheit der Welt den Sieg bringen werden!»

Für Churchill galt Ludendorff als der Generalstyp, der kein masshalten konnte, schliesslich die Nerven verlor und anderen die Schuld am Unglück zumessen wollte. In dieser Richtung machte Churchill sich gern Luft. Als ich 1938 in Chartwell bei Tisch neben meinem freundwilligen Marinekameraden sass, dem

Grossadmiral Sir Roger Keyes, der im Skagerak 1916 Kommandant des Linienschiffes «Centurion» gewesen war, und zuhörte, wie sich das Gespräch um die Frage drehte, ob es Krieg oder keinen Krieg geben würde, warf der Hausherr zornig in die Debatte: «Nur die Generale wollen den Krieg!» Mir entfuhr der Widerspruch: «Nur die Amateure in Uniform!» Churchill schob seinen Stuhl zurück und begann im Gartensaal auf und ab zu gehen. General Sir Edward Spears nickte mir verstohlen zu. Dann fand der Grossadmiral den erlösenden Satz: «Er sagte nicht Amateur-Admirale, Winnie!» Churchill nahm schnaubend wieder Platz, zog ausnahmsweise an seiner zerkauten Zigarre, und die Diskussion ging weiter im Sinne der Gegner einer Anbiederung an Hitler.

Churchill war inzwischen der Führer dieser Opposition geworden. Er fand immer härtere Worte gegen Hitler, dessen Friedensbeteuerungen er nicht glaubte – so wenig wie ich. Daher findet man später in seinen Lebenserinnerungen die Niederschrift: «Wir Sieger von 1918 haben die Schuld am Elend, das durch die Zwangsordnung von Versailles über Deutschland und die Welt gekommen ist. Wir sind Schuld daran, dass Weimar als eine unter dem Zwang von Versailles aufgezwungene Staatsform angesehen wurde. In die Leere trat nach einer Pause ein Wahnsinniger mit dämonischer Wildheit, ein Gefäss der wildesten Hassgefühle, die jemals eine menschliche Brust zerfressen haben!» In dieser Stimmung stellte er mir die Frage: «Können Sie denn nicht dem Volk klarmachen, dass Hitler den Krieg will? Sie kennen ihn doch lange genug!» Ich gab den Ball zurück: «Wie sollte es einem Zugereisten gelingen, was dem sehr ehrenwerten Abgeordneten von Epping anscheinend nicht gelingt?» Wir waren beide der Ansicht, dass Hitler den Kriegsfall erzwingen wollte.

Churchills Charakterkopf verbiss sich zuweilen, wie er zugab, auch in vorgefasste Ansichten. Als wir mit anderen Gästen durch den Garten gingen, vorbei an der Backsteinmauer, die er selbst

hochgezogen hatte, belohnt mit der Mitgliedskarte der Maurerzunft, entschuldigte er sich für seine Neigung zum Opponieren mit dem häufigen Wechsel von Kinderfrauen und Gouvernanten in seiner Kindheit, ehe er in die festen Hände von Mrs. Everest gekommen sei. Einen weiteren günstigen Einfluss habe er dem Schulleiter in Harrow-on-the-Hill zu verdanken. Als er nach zwei Jahren in der Tertia nicht versetzt worden sei, habe er dank dieses Pädagogen ein drittes Jahr verbringen dürfen trotz seiner Abneigung gegen den Lateinunterricht. Dadurch habe er seine Muttersprache in Wort und Schrift – trotz Anlagen zum Stottern – «leidlich» beherrschen gelernt. Er hielt jedoch das von seinem frühverstorbenen Vater aus dem Hause der Herzoge von Marlborough ererbte berühmte Gedächtnis für den wesentlicheren Ausgleich der fehlenden klassischen Bildung. «Es half mir, die Lücken zu überbrücken, die mir meine beharrliche Weigerung, Latein zu lernen, und die Missachtung der gelehrten Politiker des 19. Jahrhunderts eintrug, weil ungebildet sei, wer nicht seitenweise die antiken Klassiker zitieren könne.» Man sollte also Sitzbleiben in einer Schulklasse nicht vor Ablauf der Entwicklungsjahre voreilig verurteilen. Die vollendete Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift hat man kaum bei einem Staatsmann der neuen Zeit so allseitig bewundern und anerkennen können wie bei Winston Churchill. Es war nicht überheblich, als der Sohn, der die Biographie seines Vaters Lord Randolp Churchill in jungen Jahren als Erstling in Druck gegeben hatte, seiner Mutter erklärte: «Es ist das Beste, was ich je schaffen werde.» Die Niederschrift der «Geschichte des Zweiten Weltkrieges» ist im Stil erstangig im Vergleich zu namhaften anderen Autoren jeder Sprache, und darüber hinaus schrieb Churchill mit der Vorgabe, dass er ein aktiver Zeitgenosse war.

Churchill hatte erfahren, dass anlässlich der Zentenarfeier von Goethes Todestag in der Märzwoche 1932 beim Regierungessen im Unterhaus der Sprecher des Kabinetts meine Stewartmutter mit dem Trinkspruch ausgezeichnet hatte: «Dem schot-

tischen Mädchen, das einem Sohn im Ausland das Leben gab, der sonst als einer von uns heute am Tisch sitzen würde.» Daraufhin erzählte er wohl bei einem Zusammensein nach politischer Diskussion in Anspielung an meine Herkunft ein Erlebnis mit Mark Twain. Als er ihn auf einer Redetournée durch die Staaten begleitet habe, hätte Mark Twain ihm zum Abschied das Lob gespendet: «Vater Engländer, Mutter Amerikanerin. Ergebnis: ein vollendetes Mannsbild!» «Also», fügte Churchill hinzu, «sind wir im selben Boot! Tut mir leid, dass ich Ihnen keine Zigarre anbieten darf!»

Ich war nach meiner Ausbürgerung 1938 dem Londoner New-Commonwealth-Club beigetreten, der von Professor Jaekch und Lord Davies mit Churchill als Paten 1935 zur Förderung eines europäischen Gemeinschaftssinns gegründet worden war. In einem Vortrag im Mai 1939 trat Graf Sforza, der letzte Außenminister Italiens vor dem Staatsstreich Mussolinis, als beschwörender Warner vor der Gefahr eines neuen Weltkrieges auf. Er scheute sich trotz des Bündnispaktes zwischen Hitler und Mussolini nicht, den britischen Zuhörern seine Überzeugung zu begründen, dass eine eindeutige Abwehrfront gegen die Bedrohung des Weltfriedens durch Hitlers Machtrausch dringlichst sei: «Es ist 5 Minuten vor 12 Uhr! Grossbritannien muss unverzüglich erklären, dass es im Kriegsfall gegen Hitler-Deutschland antreten wird!» In der Aussprache vertraten vier Briten die Auffassung, dass sie aus diesem und jenem Grunde nicht glaubten, Hitler würde einen Krieg wagen. Ich unterstützte als Deutscher, der seine Heimat vor dem Unglück bewahrt sehen wollte, die Warnung, die Sforza im Schlusswort unterstrich mit dem Bedauern, dass anscheinend die Menschen auf der Insel sich so sicher fühlten wie zu Shakespeares Zeiten und erst selbst bittere Erfahrungen machen müssten, ehe ihnen die Augen aufgingen.

Churchill hatte bei der Übernahme der Führung als Premierminister 1940 keine Zweifel an der Härte des Kampfes um das Überleben und verhehlte seinem Volke nicht die Überzeugung,

dass der Preis für die Freiheit mit «Blut und Tränen» erkaufte werden müsse. Er musste die schwere Krise überstehen, ehe der Endsieg feststand, und erlebte als sieggekrönter Staatsmann die Undankbarkeit des eigenen Volkes. Als er am 8. Mai 1945 im Unterhaus zu Westminster die Kapitulation Hitler-Deutschlands bekanntgab, brach auf allen Bänken ein Beifallssturm aus. Aber in den Wahlen vom 26. Juli wählte das britische Volk in der Mehrheit nicht ihn, sondern die Opposition. Er liess es sich nicht anfechten, dass nach dem so schwer erkämpften Sieg sich die Überlebenden fragten: «Waren all die Opfer nötig? Sind wir nicht auch unter den Verlierern?» Von 1951 bis 1955 war er wieder der Erste Minister der Krone und überzeugt, dass auch für Grossbritannien die einzig tragende Entscheidung sei: «Wir müssen in die Zukunft blicken. Wenn Europa vor unermesslichem Elend, ja vor dem endgültigen Verderben bewahrt werden soll, dann ist ein Akt des Glaubens an die europäische Familie nötig und ein Akt des Vergessens gegenüber den Verbrechen und Torheiten der Vergangenheit ... Der erste Schritt bei der Neubildung der europäischen Familie muss eine Partnerschaft Frankreichs und Deutschlands werden ...» Er forderte den Brückenschlag von der Karolinger-Gemeinschaft zur Atlantischen Allianz unter Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands und darüber hinaus zur dauernden Befriedung des nordischen Erdballs: «Ich sehe keinen Grund, warum ein neues Russland sich nicht im Geiste eines geeinten Europas unter Einbeziehung Nordamerikas anschliessen sollte. In einer wahren Einheit Europas muss Russland eine Rolle spielen ...» Churchill sprach diese Worte in einer Dankadresse nach der Verleihung des Karlspreises mit Vorbedacht, weil ihm bewusst war, dass gerade er in England als der grosse Warner vor dem aggressiven Machtstreben der Sowjetrussen nach Westen war und als solcher bei den Russen abgestempelt wurde. Er wollte sich von seiner Vergangenheit hörbar absetzen zu neuem Wagnis ohne Misstrauen. Unter den Hausgästen in Chartwell Park war in meiner Sicht

Professor Lindemann der schweigsamste, zweifellos ein Intimus des Hausherrn, nicht nur in den technischen Fragen, in denen er der unbestrittene Mentor war, wie Churchills Ausspruch zeigt: «Er hört die Sprache der Fachgelehrten in den Sternen und kann sie mir verständlich machen!» Sein Grossvater war der Forstmeister Lindemann in der bayrischen Pfalz. «Lindemannsruh» trägt noch heute seinen Namen in der Nähe von Bad Dürkheim. Der Sohn wurde Tiefbauunternehmer, ging nach England und heiratete dort. Den Sohn Frederick schickte er auf eine englische Internatsschule, dann nach Deutschland und liess ihn auch in Berlin studieren. Nach Promovierung meldete sich der junge Physiker zur Ausbildung als Versuchspilot in England und wurde mit 28 Jahren Leiter der Luftfahrt-Versuchsanstalt in Farnborough, Surrey. Mit ausstrahlender Intelligenz versuchte er in mehr als einem Sattel zu reiten. Als ich ihn zum erstenmal in Chartwell Park traf, bewarb er sich gerade um ein Unterhausmandat ohne Erfolg. Churchill liess ihn dann in das Oberhaus einziehen. Er galt als ein Scharfmacher gegenüber deutschen aggressiven Gelüsten. Mir blieb er in Erinnerung als ein Zwilling von Sir Eyre Crowe, dem Sohn einer deutschen Mutter, der vor und im Krieg 1914/18 im Foreign Office, Whitehall, in bitterem Zorn an seinem Urteil festhielt: «Germaniam esse delendam!»

Zu ebenso strengen Befürwortern einer Vernichtungsoffensive gegen deutsche Stadtkerne, um den Widerstand im Zweiten Weltkrieg schneller zu brechen, gehörte neben dem Luftmarschall Harris auch Lord Vansittart, der diplomatische Berater der Londoner Regierung seit 1938. Seine Vorfahren stammten vom Niederrhein; ein Zweig der Sippe wurde durch Getreidehandel in Danzig wohlhabend, von dem ein Nachkomme durch die Heirat mit der Erbin eines Landbesitzes in Yorkshire Gründer des britischen Vansittart-Zweiges wurde. In seiner Selbstbiographie gestand Lord Vansittart 1958, er habe die Hassliebe eingesogen, als er während des Burenkrieges in Berlin Deutsch ge-

lernt habe. Er war 1902 in den diplomatischen Dienst eingetreten und hatte dort das Misstrauen gegen das Deutsche Reich im Zeichen des Flottenbauwettbewerbs wachsen lassen. Als Privatsekretär König Edwards VII. war ihm dessen Abneigung gegen den Neffen Wilhelm II. nicht verborgen geblieben. Prägnanz im Briefstil und Urteil, gute Bildung und musische Begabung verhalfen ihm zu glanzvollem Aufstieg in Whitehall ohne Erfahrung auf auswärtigen Posten. Lord Curzon machte ihn als Aussenminister zum vertrauten Privatsekretär. Baldwin berief ihn als Ersten Sekretär an seine Seite in die Downing Street 10. Dort blieb er auch unter Ramsay Macdonald. 1931 ernannte dieser ihn zum Unterstaatssekretär in der Foreign Office, dem Spitzenposten in der diplomatischen Laufbahn.

Als dem Emporkömmling Hitler 1933 die Macht überlassen und die Goebbels-Propaganda zu einem Regierungsinstrument wurde, nahm Vansittart dies als Bestätigung seines Vorurteils, dass «die Deutschen die Abneigung der Welt weniger wegen ihrer Skrupellosigkeit verdienten, als wegen ihrer politischen Dummheit!» Er prophezeite schon damals in einem Memorandum, dass Hitler sich nicht mit dem Überrollen der Tschechoslowakei und Polen nach der Einverleibung von Österreich begnügen, sondern auch Frankreich angreifen würde. Carl Zuckmayer berichtet über eine Begegnung mit Lord Vansittart nach der Einverleibung Österreichs in Gross-Deutschland 1938 in seiner Biographie: «Der Umschwung in der britischen öffentlichen Meinung zeigte, dass Hitler nicht, wie bisher, für ‚einen ganz ordentlichen Kerl, den wir als Bollwerk gegen den Kommunismus brauchen‘ gehalten wurde, sondern dass nun alle Deutschen als blutrünstige Hunnen zu betrachten waren. Dies schien auch Lord Vansittart zu tun, in dessen Haus mich Alexander Korda mitnahm und der mich sofort spüren liess, dass ich ihm als Deutscher, ganz gleich welcher politischen Kategorie, höchst unwillkommen sei. Einige Jahre früher, nach dem Blutbad des 30. Juni 1934, soll er noch deutschen Hitlergegnern wie dem gesinnungsfesten Politiker Treviranus in grosszügiger Weise bei-

gestanden haben. Jetzt wollte er offenbar von der ganzen Bagage nichts mehr wissen. Vermutlich hatte ihn die Willfähigkeit hoher deutscher Militärs, mit der sie sich auf Hitler einschwören liessen, als sie noch die Macht gehabt hätten, ihn zu stürzen, enttäuscht. Als ich ... meine Freunde in Deutschland erwähnte, jene Männer, die, ob rechts oder links, sich der Diktatur nicht beugten und täglich ihren Kopf riskierten, wurde er ärgerlich bis zum Grade der Unhöflichkeit. ‚Die Deutschen, erklärte er brüsk, ‚sind geborene Feinde der Zivilisation und ewige Störenfriede jeder humanen Weltordnung!‘. In seinem Erinnerungsbuch gesteht Vansittart: «Ich habe wenig erreicht, aber viel gesehen. Ich kann mich nicht erinnern, dass vor einer grösseren politischen Entscheidung mein Rat befolgt wurde.» Seine Verstandesschärfe wurde von niemandem angezweifelt. Seine geradezu psychopatische Blindheit in allem, was Deutschland betraf, liess ihn jedoch nicht die Aura staatsmännischer Begabung gewinnen. Ich habe keinen Grund, meine Dankbarkeit für den Schutzengel des Julimonats 1934 zu leugnen, in dessen Stab Cyrill Norton, der spätere Botschafter in Athen, und andere Gehilfen mich so freundlich betreut hatten. Ich sah ihn nicht mehr, nachdem ich 1938 von London nach Lancashire umgezogen war und weiter nach Kanada ging. Anthony Eden, dem späteren Earl of Avon, seit 1923 M. P. in Westminster, damals politischer Privatsekretär des Premierministers, sah ich zum erstenmal in der Londoner Residenz Vansittarts im Winter 1934 beim Mittag-Frühstück zu dritt. Als Eden sich verabschiedet hatte, um zur Fragestunde um 15 Uhr rechtzeitig im Unterhaus zu erscheinen, fragte der Gastgeber: «Was halten Sie von ihm?» «Gute Umgangsformen, gut im Zeug.» Ich wurde belehrt: «Er ist mehr. Er ist der richtige Mann!» «Also wollen Sie ihn als Aussenminister herausbringen?» Er nickte. – Ich revidierte meinen ersten Eindruck. Eden wurde bald der massgebende Mann des Foreign Office für Verhandlungen in Berlin, Genf, Paris, Moskau, Rom, mit Hitler, Beck aus Warschau, Laval,

Mussolini, Stalin. Er liess das deutsch-englische Flottenbauabkommen vom Juni 1935 vom Stapel laufen. Die englischen Fachberater hatten sich dabei überfahren lassen. Bei Festsetzung der Jahresquoten für Überwasserschiffe wie Unterseeboote ergab es eine Einigung über geringere Quoten für Deutschland in Tonnage und Zahl der Einheiten, aber vom Bau von Schiffsteilen war nicht die Rede, daher konnte die deutsche Marine bis zum Kriegsausbruch 1939 eine unbegrenzte Zahl von Unterseebootsteilen einlagern. Hitler nahm dieses Flottenbauabkommen als Beweis, dass er weitergehende politische Forderungen in England anbringen könne. Eden stellte sich aber gegen diese Auffassung Neville Chamberlains in der Frage des Münchner Abkommens. Er ging aber nicht auf Vansittarts harten Kurs. 1935 besuchten Aussenminister Sir John Simon und sein Stellvertreter Eden Berlin. Hitlers Bluff, die Wiederaufrüstungsziffern stark zu übertreiben, verfiel bei ihnen nicht. Beide beschlossen, die britische öffentliche Meinung aus pazifistischen Träumen zu wecken. Ramsay Macdonald trat als Premierminister am 7. Juni 1935 zurück. Stanley Baldwin wurde sein Nachfolger, Sir Samuel Hoare Aussenminister und Eden Minister für Völkerbundsfragen. Daher wurde im Kabinett ein Memorandum der Vorgänger über bedrohliche deutsche Aufrüstung und Expansionsziele erst am 4. Dezember 1935 vorgelegt. Man versuchte, Hitler eine Luftwaffenbegrenzung vorzuschlagen. Hitler konterte mit dem Angebot einer Vereinbarung über gegenseitige Unterrichtung über Luftaufrüstungspläne. Dann musste Hoare zurücktreten, weil er Mussolinis Überfall in Abessinien geduldet hatte. Eden wurde nun Aussenminister. Er gab sich keinen Illusionen hin. Er liess eine Sammlung von Botschafterberichten seit 1933 zusammenstellen. Im Vorwort hiess es, Hitler werde nicht Frieden halten, sondern aufrüsten mit dem Ziel, die europäische Vormacht zu erlangen. Als Ende Januar 1936 im Kabinett die Lage beraten wurde, übersah man, dass in einem der Botschafterberichte zu lesen war, Hitler habe sein Bedauern ausgedrückt,

dass er versäumt habe, bereits am 16. März 1935 vor der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht die entmilitarisierte Rheinlandzone zu besetzen.

Als Neville Chamberlain, der bisherige Schatzkanzler, Baldwin als Ministerpräsident ablöste, wurde auf Drängen von Ribbentrop, Hitlers Botschafter in London, Sir Eric Phipps in Berlin durch den Vertrauensmann Chamberlains, Neville Henderson, ersetzt.

Eden war auch in späterer Zeit nicht vom Glück begünstigt, als er 1956 gemeinsam mit Frankreich durch Besetzung von Ägypten den Suezkanal neutralisieren wollte. Dieser diplomatisch nicht genügend vorbereitete Versuch, die Freigabe des Suezkanals als freie Schifffahrtsstrasse für die Welt zu erzwingen, scheiterte an der starrköpfigen Kurzsichtigkeit des damaligen Leiters des USA State Departments, John Foster Dulles, der sich gegen Frankreich und Grossbritannien mit der Begründung stellte, die öffentliche Meinung in USA sei dem Unternehmen nicht günstig gesinnt.

In der Residenz des Hüters vom Richmond Park, Thatshed Lodge, hatte ich im Familienkreis gelegentlich Lord Tyrrell, den Privatsekretär von Sir Edward Grey, getroffen und mich mit ihm allein auch über die tragische Entwicklung der Beziehungen zwischen England und dem Deutschen Reich seit der Jahrhundertwende aussprechen können. Ich konnte einige schiefe Urteile über die Rolle des Grossadmirals von Tirpitz in der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges richtigstellen, der keineswegs ein kriegslüsterner Vater des Flottenbaus war, den er nur bis zu der Höhe einer Risikoversicherung im Nordseeraum voranzutreiben wünschte. Ich war von 1924 bis 1928 neben Tirpitz Mitglied der Deutschnationalen Reichstagsfraktion gewesen als einziger Marinekamerad. Nach meiner Entgegnung auf eine Theodor-Heuss-Kritik im Plenum an der deutschen Seemachtspolitik von 1900 bis 1914 hatte mich Tirpitz 1925 abends in seine Wohnung geladen und mir dort gestanden, in voller geistiger Frische

seiner 75 Jahre: «Der schwärzeste Tag meines Lebens war der Tag der Kriegserklärung an Russland 1914. Ich hätte Seiner Majestät bei der Unterzeichnung in den Arm fallen müssen. Aber der Kanzler hatte nicht gewünscht, dass ich meinen Urlaub in St. Blasien unterbrach.» Werner Freiherr von Rheinbaben, Stresemanns Staatssekretär 1923 in der Reichskanzlei, der 1908/10 persönlicher Referent von Tirpitz im Reichsmarineamt gewesen war, gibt in seinem Erlebnisbuch von 1969 als Parallele den Eindruck in überzeugender Kommentierung wieder, den er am 8. August 1914 erhielt, als er sich bei dem Grossadmiral zur Wiederverwendung als rechte Hand im Reichsmarineamt meldete: «Ich fand ihn bei meiner Meldung seelisch gebrochen auf einem Stuhl auf dem Korridor sitzen. Unvergesslich ist mir seine Grundstimmung. Sie war eine einzige scharfe Kritik am Reichskanzler. Es fielen Worte wie ‚schrecklich‘, unverzeihliche Dummheit‘. Bethmann habe ihm verboten, vom Schwarzwald-Urlaub rechtzeitig nach Berlin zurückzukommen.» Als ich 1914 im Abschiedsbrief auf dem Wege zu einem Himmelfahrtskommando nach Ankündigung «drohender Kriegsgefahr» meinen Eltern niederschrieb: «Wie kann ein halbes Dutzend Menschen in irgendeiner Panikstimmung unserer ganzen Generation von Jungen den Lebensfaden abschneiden ...», kannte ich nicht die Vorgänge in Berlin, Wien und London, sondern fusste nur auf meiner Erfahrung der letzten 15 Jahre im Umgang mit Nachbarn in England, denen die Propagandawelle des «Navy scare» zwar die Furcht vor dem Flottenbauwettbewerb in die Knochen getrieben hatte, die aber keineswegs deutschfeindlich waren, nur den Frieden bewahrt sehen wollten und sich wunderten, dass der Enkel der Königin Victoria aus dem Hause Hannover und des Prinzgemahls Albert aus dem Coburger Herzogshaus sich von seinen Beratern in ein Abenteuer stürzen liess. Inzwischen sind die Archive geöffnet, Memoiren geschrieben und Zeugen der Zeit auf den Plan getreten. Ich hatte mich in meiner Sicht nicht geirrt. Lord Tyrrell hielt mir

entgegen, dass leider die Warnungen der deutschen Botschafter (in Russland!), des Grafen Wolf-Metternich und des Fürsten Lichnowsky in Berlin, nicht ernst genommen wurden, auch nicht von Tirpitz. Ich wies darauf hin, dass Tirpitz ja die Einigungsformel «Ausbau der Flotte im Verhältnis 10:16 Linienschiffe» ausgearbeitet habe. Die Annahme sei doch wohl nur gescheitert, weil zu der Forderung Berlins, dass wohlwollende Neutralität für den Kriegsfall gegenseitig garantiert werden müsse, von London nur ausweichende Formulierungen angeboten wurden. Vor meiner Auswanderung nach Kanada verabschiedete ich mich im Juni 1940 im Richmond Park von der Familie Greig und Lord Tyrrell. Seine Abschiedsworte waren: «Ich stehe im neunten Jahrzehnt. Wir werden uns nicht wiedersehen. Dieser Krieg wird lange dauern. Hätten Sie 1914 in Jagows Schuhen gestanden, hätte es keinen Krieg gegeben. Sie wissen was wir denken, wenn wir schweigen und wenn wir reden. Nach dem Mordtag von Sarajevo würden Sie uns keine Ruhe gelassen haben, bis wir Ihnen erklärt hätten, was wir tun müssten, wenn das Reich sich zur Gefolgschaft der starken Männer in Wien entscheiden werde. Ich bin überzeugt, wir würden gemeinsam Österreich vom Angriff auf Serbien aus falschem Machttrieb abgehalten haben!»

4.

Der Internierung entgangen

Obwohl auch General von Rundstedt, ein entschiedener, unbeirrbarer Gegner Hitlers, im Widerstreit von Gefühl und Pflicht nach Kriegsausbruch keinen Ausweg im offenen Aufstand des Gewissens sah, suchte er 1936 voller Sorge vor dem drohenden Einmarsch in die neutrale Rheinlandzone Verbindung mit Brüning. Ein Mittelsmann sollte Brüning mit einer Denkschrift in Zürich aufsuchen. Er kam auch zur vorgesehenen Zeit, aber ohne das von Brüning verlangte Kennwort. Brüning hatte kurz vor dem Treffen eine Warnung bekommen, dass Gestapo-Agenten in der Stadt seien. So sprach Brüning zwar über die aussenpolitischen Rückwirkungen einer Änderung des Hitler-Systems und Beschränkung des persönlichen Regimes, aber er nahm die Denkschrift nicht entgegen und gab nichts Schriftliches aus der Hand. Leider scheiterte auch ein zweiter Annäherungsversuch der militärischen Hitlergegner im Sommer 1939. Diesmal sollte Goerdeler im Auftrag von Generaloberst von Beck. Brüning treffen. Er erschien aber nicht in Zürich zum vereinbarten Tage. Brüning hatte zur Vorbereitung in unmittelbaren Gesprächen mit Lord Halifax, dem damaligen Aussenminister, und mit Lord Lothian, dem Führer der «Jungtürken» im Kreise von Lord Milner, eine eindeutige Vereinbarung erreicht. Der deutschen Widerstandsgruppe unter Beck sollte eine unwiderrufliche Zusicherung der britischen Regierung gegeben werden, dass für den Fall eines Umsturzes die deutschen Grenzen und eine politische Anerkennung gewährleistet würden. Brüning war ermächtigt worden zur Weiterleitung dieser Erklärung an Beck. Erst nach Kriegsausbruch, als er bereits wieder in Harvard war, erfuhr er, dass Goerdeler krankheitshalber für einige Wochen in Ankara festgehalten worden sei, nun aber Brüning bitte, ihn am 4. September in Stockholm zu treffen. Dieser Termin war durch den Überfall auf Polen überholt. Brüning vermutete, dass Franz von Papen, damals Botschafter in Ankara, Verbindung zu London und Washington persönlich zu dirigieren gewünscht hatte, eine Erklärung für Goerdelers Ausbleiben. Der dritte unglückliche Zufall,

das Scheitern der Absichten Kurt von Hammersteins, Hitler im Oktober 1939 festzusetzen, vereitelte endgültig den persönlichen Kontakt Brünings und die Auswertung, die durch keine Vorlagen von Memoranden und eine Diskussion mit den britischen Staatsmännern ersetzt werden konnte.

Ich war durch die Verbindung zu Sir Neil Malcolm in der Lage, häufiger in Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz Gespräche zu führen. In Paris suchte ich während der Weltausstellung zuerst Leopold Schwarzschild auf, der mit Bernstein das «Neue Tagebuch» herausgab und mit grosser Lebendigkeit seinen Standpunkt vertrat. Er warnte vor der Illusion, dass mit den Bolschewiken ehrliche Partnerschaft geschlossen werden könne. Er sah bereits die Schranken, die einer politischen Einigung Europas – auch nach einer wirtschaftspolitischen Verzahnung – im Wege stehen würden. Er hatte schon zu Stresemanns Zeiten die Gefahr gespürt, dass die europäischen Nachbarn nach einem Zusammenschluss auf dem wirtschaftlichen Sektor um so stärker und eigensinnig ihre «wohlerworbenen Rechte nationaler Unabhängigkeit» verteidigen würden. Er warnte auch vor der Hoffnung, dass Hitlers Herrschaft von aussen durch das Auftreten von Emigranten unterhöhlt werden könne, weil jeder aussenpolitische Erfolg einer Diktatur, wer auch immer der Träger sei, jeder Krieg neuen, wenn auch unechten Patriotismus erzeugen würde. Schwarzschild wurde von den Stalin-Hörigen hart angegriffen, zumal er in seinem Marxbuch «Der rote Preusse» scharfe Kritik an dem starren Orthodoxie-Anspruch des Marxismus geübt hatte. Er starb 1950, ehe das Europa-Parlament ins Leben trat, und erlebte auch nicht, wie berechtigt seine Skepsis für die Wachstumsprognosen einer politischen Einigung Europas gewesen war.

Ich hatte, als ich Rudolf Hilferding in seiner Klausur im Touring-Hotel in Zürich im September 1934 aufsuchte, bei ihm eine stärkere Wandlung zum Revisionismus gefunden, als ich von dem weltbekannten Analytiker der marxistischen Schulmeinung er-

wartet hatte. Damals wie heute gehört ausser wissenschaftlicher Ehrlichkeit auch starker Bekennermut dazu, von einer zementierten Partei-Ideologie abzuweichen. Hilferding sass in seiner Kammer über einem Beitrag für den «Neuen Vorwärts» in Prag. Auf meine Frage nach seiner wissenschaftlichen Arbeit sah er mich gross an: «Wie kann man in solcher Umgebung, ohne Handbücher zum Nachschlagen in früheren Arbeiten an solche Arbeit denken? Aber es kommt etwas anderes, viel schwerwiegenderes hinzu: Ich könnte auf meiner früheren analytischen Kritik der Thesen von Karl Marx nicht weiter aufbauen. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass überhaupt keine Theorien sich über die Zeit ihrer Entstehung hinaus in abstrakter Form verteidigen lassen, nicht einmal in Anpassung an veränderte reale Gegebenheiten und Entwicklungen. Ich will nicht widerrufen, was ich in jungen Jahren in ehrlicher Überzeugung für richtig ansah. Aber ich kann nicht mehr auf alter Grundlage Weiterarbeiten, ohne ehrlich den Wandel meiner Auffassungen zu bekräftigen. Das tue ich in kleinem Kreise alter Gesinnungsfreunde, ohne bei allen, wie erwartet, Zustimmung zu finden. So friste ich im Grunde vereinsamt ein Leben von einem Tag zum anderen.» Als er seinen Kopf in die Hände legte, griff ich in die Schublade des Nachttisches nach der Gideon-Bibel, die in jeder Schweizer Herberge dort zu finden ist, und las beim Durchblättern aus den Sprüchen und Psalmen halblaut, was mir gerade vor Augen kam. Hilferding richtete sich auf. Ich sagte: «Wir werden im Alten Testament aus Ihrer Väter Glauben Trost und Zuversicht finden. Es ist für uns nicht aller Tage Abend!» Er begann selbst zu blättern. Als ich nach einer Weile gehen musste, gab er mir die Hand: «Ich danke Ihnen.» Ich habe ihn nicht Wiedersehen können.

Ehe er in Südfrankreich in der Vichy-Zeit in Arles von der Gestapo verschleppt und in einer Gefängniszelle zum Tode gebracht wurde, hatte er Hans Schäffer 1939 in Paris-Passy getroffen und mit ihm Freunde besucht. Schäffer berichtete mir im Frühjahr

1940 in seinem Hotel in London von diesen Gesprächen, in denen er ihn u.a. gefragt habe: «Wie halten Sie es mit dem Glauben an die reine Vernunft in der Marx-Kritik?» Hilferding habe in aller Offenheit geantwortet, er könne nicht mehr alles unterschreiben, was er früher geglaubt habe. Auf Schäffers weitere Frage: «Was sagen Ihre Freunde dazu?» habe Hilferding geantwortet: «Manche von ihnen habe ich verloren, aber andere gewonnen, wie Treviranus!» Schäffer gestand mir dann, das habe ihn überrascht, denn von dieser Freundschaft habe er nichts gewusst, sie auch nie in Rechnung gesetzt. Das galt auch für mich.

Brüning schrieb mir zum 60. Geburtstag: «... Als Sie 1924 in den Reichstag kamen, änderte sich das Klima. Sie suchten und fanden in allen Fraktionen Menschen, die Ihnen Rede und Antwort standen. Sie wurden auch mit Rudi Hilferding (mit dem Brüning auch menschlich sehr gut stand) – und sogar mit unserem schwierigen Sepp Ersing fertig . . . Wie wichtig diese Gabe in der Politik ist, übersehen meist die Historiker . . .» Schwarzschild hatte mir bei einem späteren Besuch empfohlen, meinen Reichstagskollegen Willi Münzenberg, der sich zu einem entschiedenen Reform-Kommunisten entwickelt habe – ein Vorläufer Dubceks – und seinen Mitarbeiter Werner Thormann zu sprechen, die in der «Zukunft» für ein Neues Deutschland – Neues Europa zu Felde zogen. Das Münzenberg-Brevier «Propaganda als Waffe» steht heute noch mit seiner Widmung unter meinen Büchern. Seinen Wunsch, mich für das Organisieren der Bürger Europas bereitzuhalten, während er das gleiche unter den Arbeitern versuchen würde, konnte ich ihm aus Zeitmangel nicht erfüllen.

Als sich Hermann Rauschning in einer Sondernummer der «Zukunft» im April 1939 als Wortführer des deutschen Bürgertums für die französisch-deutsche Verständigung einsetzte, erneuerten Münzenberg und Thormann nebst Rauschning ihre Bitte an mich, wenigstens in England aufzutreten. Ich begründete meine

Absage: «Es bedurfte nicht erst Marcus' Versicherung, dass Ihre Arbeit eine völlig unabhängige sei, um mir Mut zu machen, eine Verbindung mit Ihnen aufzunehmen, vor der ich mich weder im alten Reichstag gescheut hätte, noch in Paris zu scheuen brauche. Ich bin zeitlebens nach meiner Nase gegangen und ein Kautz geblieben. Aber das zeigt auch die Hemmungen auf, die mich zu einem Mitarbeiter unbrauchbar machen. Seit ich nach Lancashire umgezogen bin, sind die Anlässe zu Zwiesprachen mit Männern an Schaltstellen seltener geworden. Vor elf Wochen bekam ich eine Einladung zu einem Wochenende aufs Land von einem Kabinettsmitglied. Ich konnte einige groteske Irrtümer in der Beurteilung Londoner Schicksalsgenossen, zum Teil Mitglieder des Mittagstisches in Soho, richtigstellen und fand Glauben, weil ich eben auf keiner Liste zu finden war. Aus dieser Begegnung hat sich ein laufender Meinungs austausch auch bei Besuchen in London ergeben.

Das Londoner Pflaster kenne ich, Sie das in Paris und Moskau. Eines schickt sich nicht für alle. Lassen Sie mich in meiner Haut selig werden. Wenn es ans Marschieren geht, werde ich nicht beim Train sein.» Münzenberg antwortete verständnisvoll. Er sollte Trotzki's Schicksal nicht entgehen. Seine Leiche wurde 1940 in einem Waldstück bei Grenoble gefunden.

Die stille oder öffentliche Liquidierung unbequemer Gegner gehörte zum Waffenarsenal der Diktatoren seit Menschengedenken. Joseph Wirth sah ich im Hotel Scribe als Gast einiger Fürsorger aus der Zeit seines öffentlichen Ruhms. Das Wiedersehen war schmerzlich für mich. Seine Züge zeigten deutlich die Spuren seiner Heimwehbetäubung durch Alkohol. Er suchte verzweifelt nach klaren Worten. Der alte Kämpfer wollte sich nicht geschlagen geben.

Brüning war in Zürich vor dem Agentennetz des berühmtesten Gestapochefs Müller gewarnt worden, nahm aber die Gerüchte nicht recht ernst, bis sich herausstellte, dass auch Brettauers Köchin in Melide, eine brave Katholikin, in das Spinnennetz der

Gestapo geraten war. Nun wurde Brüning nachdenklich, ohne jedoch hinter jedem Busch einen Spitzel zu suchen. Aber als zwei Attentatsversuche auf holländischem Boden nach Mitteilung der holländischen Abwehrstellen nicht mehr als Märchen abgetan werden konnten, verstärkte er seine Warnungen an mich, weniger vertrauensvoll über Land zu gehen, widerstand aber selbst nicht der Versuchung, bei einer Konferenz christlich-sozialer Vertreter unter Leitung von Prälat Poels und des Spitalgeistlichen Pieter Mommersteeg in Nijmegen durch ein Tor des Spitalgartens, dessen Mauer die deutsch-holländische Grenzlinie war, den Fuss auf deutschen Boden zu setzen. In der gleichen Gegend wurden 1940 zwei britische Abwehroffiziere, Best und Stevens, überrollt und verhaftet.

Als ich im Sommer 1936 wieder in der Schweiz war und Erwin Brettaufer in Melide aufsuchte, erzählte ich von Valeriu Marcus Wunsch, mich wiederzusehen. Der geniale Verfasser der Sdharnhorst-Biographie, von Seeckt bewundert, hatte in Nizza mit seiner jungen Frau Eva ein Refugium gefunden und zwei neue Werke in Angriff genommen. Mein Gastgeber bot mir an, mich auf seinem Wege nach Paris auf der Passhöhe von Briançon mit einem Umweg über Oberitalien abzusetzen, falls Marcus die Möglichkeit habe, mich dort zu treffen. Das wurde telefonisch verabredet. Mein junger Freund fuhr eigenhändig mit einem geerbten Maharadscha-Wagen über die Berge. Ich stieg in Briançon zu ihm und verbrachte mit ihm zwei Tage auf der Fahrt nach Grenoble und Valence. Unterwegs gab er einen Überblick über seine Buchpläne in leuchtenden Farben. Der Wagen blieb trotzdem auf der Strasse.

Im nächsten Jahr kam ich auf einer Reise zu Konferenzen mit Vertretern vom Vertriebenen-Hilfswerk nach Nizza zu ihm, Frau Eva und dem Töchterchen Monika. Er brachte mich mit Joseph Roth zusammen, dessen «Radetzky marsch» ich eine Einführung in das Wesen und Treiben der Völker in der Donaumonarchie verdankte, die ich in dickleibigen Bänden der Wis-

senschaftler nicht gefunden hatte. Er sprach so, wie er schrieb, treffsicher in der Ironie und sprachlichen Plastik. Ich fragte am dritten oder vierten Abend unseres Zusammenseins in einem Bistro nach seinem politischen Standort. Die Antwort hiess: «Ich bin Legitimist.» «Wieso?» – «Ich kam als Leutnant der Landwehr aus dem Kriege nach Wien zurück und fand soviel geistig unterernährte Kameraden im gleichen Rang, dass ich mich schämte. Ich ging zum Bezirksamt, fest entschlossen, eine Beförderung zum Oberleutnant zu erzwingen. Dort wurde mir bedeutet: Da müssen's warten, bis der Kaiser wiederkommt! Was blieb mir anderes übrig, als Legitimist zu werden!»

Joseph Roth starb im Mai 1939 im Pariser Armenspital, von der Trunksucht verwüstet. Er hinterliess mehr als ein Dutzend zeitkritischer und historischer Romane, darunter die «Kapuzinergruft», «Die Legende vom Trinker», den «Hiob» als seine Lebensgeschichte. Dass er nur bei sich selbst, in keinem Heimatlande zu Hause war, war sein Schicksal und das von Tausenden, die nur von der Unruhe eines schöpferischen Herzens getrieben waren. So gingen Stefan Zweig und Klaus Mann in den Freitod. In Nizza sah ich auch Theodor Wolff und Weissmann. Der Regent des «Berliner Tageblattes» von internationalem Ruf, begründet durch das Vertrauen, das ihm die Reichskanzler von Fürst Bülow bis Stresemann als Publizist schenkten, war leider nur noch ein Schatten seiner selbst, ohne dass er im Asyl an der Riviera ahnte, dass er nach der Besetzung Frankreichs durch die Gestapo sein Leben im KZ verlieren sollte. Weissmann hatte seinen überlegenen Humor behalten und konnte mit seiner Frau in den Staaten Sicherheit finden.

Roland de Margerie, als Botschaftsrat von Berlin nach London versetzt, hatte mir dort für Vertriebene grosszügig Durchgangswegen nach dem Süden vermittelt, bis er als Kabinettschef von Paul Reynaud nach Paris geholt wurde. Sonst wären viele Staatenlose in Europa ohne Pass zwischen den Mühlsteinen der Bürokratie nicht mehr rechtzeitig vor der Kriegesfurie bewahrt ge-

blieben. Auch in Paris konnte ich nachhelfen zur Beschleunigung von Residenz- und Ausreiseanträgen. Während der Weltausstellung von 1937 nahm ich mir die Zeit, alte Bekannte aufzusuchen, darunter Erich Keups, die freiwillig die Heimat verlassen hatten, um in freier Luft zu leben, und das gräfliche Ehepaar de Pagne in ihrer musealen Mansardenwohnung mit der grossen Bibliothek der Madame de Staël, der Urgrossmutter der Hausherrin. Das Ausstellungsgebäude der Heimat sah ich nur kurze Zeit. Meine Tochter wurde dort unruhig; auch auf dem Boulevard der elyseischen Gefilde, wo mir bekannte Gesichter in die Schaufenster blickten oder nur kurze Begrüssung wünschten, war es peinlich für die anderen.

So fuhr ich lieber zu einem Wiedersehen nach Rouen mit Max Habermann, um ihn nach drei Jahren wieder in Ruhe sprechen zu können. Ohne seinen Einsatz als Sprecher des Vorstandes im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband in Hamburg, der keine Bindung zur gleichnamigen Partei hatte, sondern seine Mitglieder in allen Parteien der Mitte und der Rechten fand, hätten wir Freunde nach der Trennung von Hugenberg nicht die notwendige Unterstützung und den Schneid gehabt, die VK-Vereinigung im Januar 1930 ins Leben zu rufen, noch die Konservative Volkspartei mit Graf Westarp als Listenführer als kurzlebiges Wahlinstrument in den Kampf zu schicken, die immerhin 300'000 Wähler anzog. Als Hindenburg nach dem Wahltag mich beim nächsten Vortrag als Reichsostkommissar ansprach: «Ich dachte, wir würden mehr Stimmen bekommen!», wagte ich die bescheidene Frage, ob mehr als eine halbe Million gescheite Leute im Vaterland zu finden seien? Er quittierte mit sonorer Stimme: «Da mögen Sie recht haben!»

Es war erst 1937, als Habermann von mir Abschied nahm. Er war führend in der Widerstandsbewegung an der Zukunftsplanung eines volkskonservativen Umbaus der Gesellschaft aller Stände und Schichten, die den Generalen wie den Gewerkschaften Mut machen sollte, den Tyrannen ablösen zu lassen. Dass es

ein Abschied für immer sein würde, konnte damals keiner von uns ahnen. Habermann hätte Brüning auch gern gesprochen, der sich mit Bernhard Letterhaus gerade in Arnheim im Kreis von Prälat Poels-Heeren verabredet hatte.

Im Juli 1938 bestellte mich der Richter in Nelson, Lancashire, im Vergleichsverfahren zur Konkursabwendung gegen den Geschäftsinhaber der Union Rubber Co. Nelson Ines, auf Vorschlag des Hauptgläubigers, des Roth-Syndikats in Zürich, zum Geschäftsführer. Das bedeutete für mich Aufgabe des Hauses in Ottershaw, Übersiedlung nach Lancashire, Umschulung der Söhne und Trennung von London und den dortigen karitativen Arbeiten ehrenamtlicher Natur. Es fand sich ein Haus zur Miete auf dem Hügel über der Stadt nahe der Lomeshay Mills, der umgebauten langgestreckten Spinnerei, in der nun Gummi gekocht und verarbeitet wurde. Wegen der längeren Stilllegung des Betriebes musste ich als erstes wieder eine Belegschaft zusammenstellen aus den Arbeitslosen der Stadt, die einen Zuschuss zur Wiederinbetriebnahme zahlte. Die Chemiker waren Österreicher und mit dem Fachpersonal zur Stelle. Ich hatte mich neben der Betriebsführung nur um den Absatz und das Personal zu kümmern. Ein glücklicher Zufall hatte mir den Einfall beschert, statt der üblichen Bebilderung der Spielbälle mit Sternen, Dreiecken und Ringen, Tierfiguren nach Zirkusart auf den Spielballmarkt zu bringen. Die Muster fielen gut aus. Ich hatte in London in den vergangenen Jahren gelegentlich als dritter Skatmann den Autostifter von Ottershaw, Danny Prenn, den späteren Lord Marks, zu einigen Runden begleitet. Prenn war einst bei Rot-Weiss in Berlin bester Klubspieler und nun Tennislehrer bei Sir Simon. Jetzt brachte es Freund Prenn fertig, dass die Firma Marks & Spencer, Konkurrenz von Woolworth, der Union Rubber Co. einen Grossauftrag für die Ballmuster gab. So kam die Fabrik rascher wieder ins Geschäft, als wir uns träumen konnten. Meine Söhne kamen auf das Technikum in Burnley, unsere Tochter gab deutschen Sprachunterricht in der Gewerbe-

schule in Nelson. Der Oberrichter Judge Burgis im Schwurgerichtsbezirk lud mich zu den Rotary-Club-Sitzungen als Redner ein. Niemand liess uns merken, dass Ablenden und Flak-Übungen bereits zu den Unbequemlichkeiten des Daseins gehörten und nichts Gutes ahnen liessen. Ich wurde als Gast geladen in die Wohnungen der Arbeiter und Genossen.

Ostern 1939 war Brüning wieder zu Semesterferien aus den USA zurückgekommen. Zum Ostergottesdienst nach gregorianischem Ritus waren wir mit der Familie im Münster zu York, zur Abendvesper in der Kathedrale von Durham. Es sollte unser letzter Besuch im englischen Norden sein. Ich hatte leider die Fabrik ab 1. April 1939 an die Konkurrenz Renfrew-Rubber in Glasgow verpachten müssen, nachdem die Regierung als vorsorgliche Kriegsvorbereitung verfügt hatte, dass Firmen unter Leitung von Ausländern keine staatlichen Aufträge zu erwarten hätten. Wir blieben einstweilen in Barrowford wohnen. Ich bewaffnete mich mit einem Taschenmesser für den Ankauf von Altgummibeständen bei Reifen- und Gummiwarenfabriken, für die ich in London österreichische Flüchtlings-Interessenten gefunden hatte. Das Schätzen des Rohgummigehaltes im Anschnitt der Abfälle, das den Preis bestimmt, war nur eine Frage der Übung.

Wir Deutschen spürten kein Übelwollen, von Feindschaft gar nicht zu reden. Als wir Abschied nehmen mussten, schrieb einer der ungeschulten Gummiarbeiter: «Sie werden wohl den jungen Mann vergessen haben, mit dem Sie im Herrendoppel im Victoria-Park beim Turnier Tennis gespielt haben. In den wenigen Monaten, in denen ich für Sie arbeiten konnte, war ich glücklicher als in all den sieben Jahren, in denen ich früher in Briersfield gearbeitet habe. Wie würde ich mich freuen, wenn ich weiter unter Ihnen arbeiten dürfte.»

Wilhelm Roth, der mit seiner Tochter und Geschwisterfamilien nach USA einwandern wollte, erhielt für seinen polnischen Pass ohne Befürwortung kein Visum für Übersee. Ich konnte Lord

Duncannon – sein Vater, Earl of Bessborough, war Generalgouverneur von Kanada gewesen – bewegen, beim Hohen Kommissar in der Kanadischen Botschaft, Vincent Massey, einem Onkel meiner späteren Schwiegertochter Marilyn, ein gutes Wort einzulegen. Wir erhielten die beiden Besuchsvisa rechtzeitig vor Kriegsausbruch und konnten am 2. September von Southampton aus an Bord der «Express of Britain» über Cherbourg ausreisen. Die Nachricht vom Ausbruch des Hitler-Krieges gegen Polen erreichte uns am Tage darauf auf hoher See.

Kurz darauf war ich in Ottawa in der Residenz des Generalgouverneurs Lord Tweedsmuir. Ich fand ihn bei der Niederschrift einer «Geschichte Kanadas» und in grosser Begeisterung über seinen Besuch im Peace-River-Tal des Nordwestens: «Da ist Platz für Tausende und Abertausende neuer Einwanderer. Auch für Ihre Familie! Sie dürfen sich nicht der Invasionsgefahr aussetzen!» Er erbot sich, sich bei der Regierung für die Erteilung einer Einwandererlaubnis ehrenhalber ohne Kautions einzusetzen. Ich zögerte nicht mit dem Dank. Aber ich wollte zunächst wegen der USA-Visa für die Roth-Familie in Washington zu George Messersmith fahren, der inzwischen vom Gesandten in Prag zum Personalchef im State Department befördert worden war. Ich fand bei ihm eine offene Tür. Er nahm sich eine ganze Stunde Zeit, liess inzwischen meine Wünsche für die Roth-Familie von den Sachbearbeitern prüfen, und als ich fortging, konnte ich die Zusicherung mitnehmen, dass die gewünschten Einwanderungsvisa eintreffen und beide Brüder aus dem Niemandsland Polen zurück über Finnland die USA zur Niederlassung erreichen würden. So geschah und glückte es auch.

Ich hielt Kriegsrat in Harvard mit Brüning über meine eigenen Probleme. Dass ich nach England zurückkehren müsse trotz des Kriegszustandes auf hoher See, um den Haushalt abzuwickeln, Möbel zu verkaufen, die Überfahrt zu finanzieren und die Einwanderung vorzubereiten durch Arbeitsbeschaffung, sah der brüderliche Freund schliesslich ein. Brüning empfahl jedoch, die

Klärung über britische Kriegsmassnahmen abzuwarten. Er wolle bei Erwin Brettauer und Professor Carl Joachim Friedrich prüfen, ob nicht die mir von Messersmith angebotene Einwanderung nach den USA vorzuziehen sei, zumal er mich lieber in den Staaten untergebracht wissen wolle, wenn eine angemessene Arbeit gefunden werden könnte.

Ich nutzte die Wartezeit zu Vortragsreisen und konnte zu Universitäten des Westens reisen bis zum Reed College in Oregon und zum Pullman College, Idaho –, das alles dank der Unterstützung von Karl Brandt, der einst bis 1933 Direktor des Marktforschungsinstituts für Landwirtschaft in Berlin gewesen und damals Professor an der New School of Social Research auf Manhattan war und später an der Lee Stanford Universität in Palo Alto in Kalifornien. Ich fand nicht immer zufriedene Zuhörer, weil ich nicht über John Günthers Märchenbuch und den «Grafen von Monte Christo der Neuzeit» sprechen wollte, der sein Leben einem Sprung über den Zaun verdankte, sondern über die Zukunft Europas ohne Hitler dozierte und über Bürgergeist und Patriotismus. Zwischendurch war ich in Cambridge – bei Brüning und seinen guten Freunden an der Alma Mater – und in Boston. Am 27. November hatte mich Shephard Morgan, der ehemalige Stellvertreter des Reparationsagenten Parker Gilbert in Berlin und damalige Bankpräsident auf Manhattan, gebeten, im «Foreign Affairs Club» vor Bankiers und Anwälten New Yorks über das Kriegspotential Deutschlands zu sprechen. Ich warnte vor der Unterschätzung der deutschen Ölversorgung, der Rohstoffquellen der chemischen Industrie und der im Kriege wesentlich gestärkten Omnipotenz des Hitlerregimes gegenüber der Bevölkerung.

In der Diskussion wurde die Übermacht der Westmächte infolge des freien Zugangs zu den Weltmärkten unterstrichen. Ich schnitt die Frage an, ob Frankreich länger als ein Jahr nach einem Einbruch in die Maginotlinie standhalten könne. Darob erhitzten sich die Gemüter der anwesenden Franzosen. Auf Vor-

schlag des Bankiers Altschul, dem Jean Monnet und sein Partner George Murnane beipflichteten, wurde die Unterhaltung in seiner Wohnung fortgesetzt. Ich blieb skeptisch: «Wenn das französische Volk nicht kämpfen will, sind die Generale machtlos!»

Da Weihnachten näherrückte und in England die Tribunale zur Ausländerüberprüfung tagten, entschloss ich mich zur Heimfahrt, nahm in Ottawa die Einwanderungspapiere in Empfang und landete mit der «Duchess of York» – trotz der seit Mitte Juli bereits im Atlantik lauenden Unterseeboote meiner Marinekameraden – am 24. Dezember in Liverpool. Ich hatte mir einen Frühzug nach Nelson vorgemerkt. Als ich früh um 6 Uhr über das Fallreep den Hafenkai betrat, legte sich eine Hand auf meinen Arm, der den Koffer trug. «Bitte kommen Sie mit!» Es dauerte mit Ausfragen, Antworten, Rückfragen fünf Stunden, bis ich nach all den Zweifeln der Ausfrager, ob ich nicht doch ein feindlicher Agent sei, weil ich das grosse Risiko der Ozean-Überquerung nicht gescheut habe, schliesslich gehen durfte. Ich wollte gerade ein Taxi zum Bahnhof besteigen, als ich erneut am Arm berührt wurde: «Bitte folgen Sie mir!» Die militärische Abwehr der Südwestküstenregion wiederholte nun die gleiche Prozedur der Liverpool-Sicherheitspolizei. Mein Nachweis, dass ich immerhin fünfeinhalb Jahre Niederlassungsrecht in Grossbritannien genossen und im Land gearbeitet hätte, wurde als erschwerend für die Freiheit der Bewegung unter Kriegsrecht angesehen. Ich sei ja sehr häufig, wie meine Reisepapiere auswiesen, in Westeuropa umhergereist. Ich bat um Anruf in London bei Lord Strabolgi, Sir Neil Malcolm oder in der Home Office. Abgelehnt! Dass ich hochgestellte Freunde habe, glaube man mir. Das sei aber gerade die ausgekochte Agentenplanung. In einer Pause verlangte ich, da mittlerweile Nelson zum Heiligabend mit der Bahn nicht mehr zu erreichen war, mit den Neumann-Freunden in Blackburn zu telefonieren, um mich mit dem Auto abholen zu lassen. Das wurde genehmigt ohne Gewähr, dass man mich freilassen würde. Ein Major hatte schliesslich das

Einsehen, mein Einwand sei annehmbar, dass man mich ja jederzeit in Nelson zu weiteren Fragen vernehmen könne. Kurz nach sieben Uhr war ich bei den Meinen, und die Kerzen am Tannenbaum wurden angezündet.

Am 3. Januar war ich wieder unterwegs, um meine Altgummi-Lieferfirmen und die Londoner Abnehmer zu besuchen. Von den alten Bekannten sah ich auch Claude Dansey, mit dem ich in der Londoner Zeit häufiger im Knightsbridge Grill oder Savoy zu essen pflegte. Der frühere Oberst der Lancashire Füsseliere war mir von Geoffrey Duvée, dem Vorsitzenden des jüdischen Soldatenbundes, als Sozius seiner Exportfirma vorgestellt worden. Sein grosses Interesse an aussenpolitischen Problemen erklärte mir seine Neigung, mich auszufragen. Als aber seine erste Frage an mich lautete: «Wie geht's unserem Erzfeind Messersmith?», da stutzte ich. «Wieso wissen Sie, dass ich meinen guten Freund besucht habe?» Er wich aus: «Weil ich unsere Freunde im Ausland zu schützen suche! Haben Sie nie bemerkt, dass in meinem Sekretariat und Vorzimmer im Bush House martialische Mannsbilder sassen?» Ich salvierte mich: «Wenn ich Chefs besuche, sehe ich mir nicht die Gesichter im Vorzimmer an.» Nun liess er lachend die Katze aus dem Sack und gestand, dass er in der Abwehr-Leitung versuche, den Krieg zu führen, wie es ein Engländer sich wünsche. Dann wurde er ernst. Er warnte mich vor neugierigen Ausfragern wie Campbell Stuart, der Vertrauter von Sir Horace Wilson war, dem Hauptberater von Neville Chamberlain und vor den verschiedenen Friedensausschüssen, die sich – als Zeitvertreib für ihre unbefriedigende Lage – in Londoner Emigrantenkreisen gegenseitig zerstritten mit Aufteilungsforderungen für das Reich nach Hitlers Abgang. Er hielt es für dringend nötig, dass ich bald abwandere. Eine Hitler-Invasion werde zweifellos geplant. Man könne mit einem Überrollen Frankreichs rechnen. Der laue Krieg im Westen, die französische Demoralisierung unter dem Zeichen der Gärten an der «Maginot-Linie» seien Vorboten einer Kapitulation. Er ver-

sprach, meine Auswanderung trotz des Krieges zu ermöglichen, sobald meine Familie reisefähig sei.

Nun suchte ich die Greig-Freunde im Richmond Park auf, um Auswanderungsprobleme und Reisekostenaufbringung zu besprechen. Sie wollten helfen und auch Lord Tyrrell angehen. Mitte März bekam ich das Angebot, in Nordamerika für Kriegsdauer für eine Herstellerfirma von gehärtetem Stacheldraht zur Invasionsabwehr einzukaufen. Die Bedingungen waren annehmbar. Ich sagte zu. Der Kontaktabschluss wurde Mitte Mai bestätigt. Als ich Mitte Juni nach der Rekonvaleszenz meiner Frau wieder in London war, ging ich frühmorgens nach der Albemarle Street zu Claude Dansey, um mit ihm im Boodles Club zu frühstücken. Er war sehr in Eile und bat mich dringend, die Reisedokumente der Familie, die wir als Staatenlose seit der Ausbürgerung 1938 erhalten hatten, sofort von Nelson kommen zu lassen – zu dringender Überprüfung. Ich konnte sie über Nacht mit dem Zugführer spedieren lassen und brachte sie morgens zu Dansey, der sie mir nachmittags im Club mit dem Sichtvermerk des Auswärtigen Amtes: «Ausreise nach Kanada genehmigt» zurückbrachte. Er sprach nur noch von Abschied. «Wir haben alle unseren Packen zu tragen. Wer weiss, wie dieser Krieg ausgeht und ob wir uns je Wiedersehen. Sehen Sie zu, dass Sie bald ausreisen!»

Dass Chefs vom Abwehrdienst rein menschlichen Erwägungen das Feld überlassen, wird meist angezweifelt. Claude Dansey war mir gegenüber nur Freund und Helfer ohne jede Gegenleistung. Als ich im Herbst 1947 zum ersten Male wieder englischen Boden betreten durfte, war er nicht mehr am Leben. Nach diesem Abschied von getreuen Helfer konnte ich – mit dem im Mai gezahlten Reisevorschuss – getrost Schiffskarten bestellen und Plätze belegen. Im Büro der Canadian Pacific traf ich Rudolf Oldens Frau in Tränen: «Man hat Rudolf heute früh in Boars Hill, trotz Gilbert Murrays Einspruch, zur Internierung auf der Isle of Man abgeholt.» Ich konnte es nur mit dem

Trost versuchen: «Besser als ins KZ!» Nach dem Abschied von den Berens- und Sander-Freunden, von Demuth, und nach letztem Lebewohl in Richmond Park fuhr ich über Nacht nach Hause. Der nächste Tag verging mit Packen. Da rief in der Frühe des 24. Inspektor Fenton, der Chef der Fremdenpolizei, an: «Ich muss leider Sie und die Jungens gleich abholen zur Internierung.» Ich las ihm die Ausreisebewilligung auf unseren britischen Papieren für Staatenlose vor. Er wollte nun in Preston beim Provinz-Polizeichef nachfragen. Zwei Stunden später kam der Inspektor persönlich ins Haus: «Es geht alles in Ordnung. Sie können ausreisen. Tut mir leid! Gute Überfahrt!» Wir erfuhren, dass wir die einzige Familie in Lancashire seien, die von der neuen Blitzverordnung nicht betroffen wurde. Eine Prüfungskommission solle die Internierungen jedoch überprüfen. Am 26. Juni gingen wir in Liverpool an Bord der «Duchess of Richmond» und waren ohne Geleitschutz auf Zickzackkurs am 6. Juli in Quebec.

5.

Heinrich Brüning in Harvard

Heinrich Brüning fand in den Vereinigten Staaten bei seinen ersten Besuchen Zuspruch in einer Breite und Tiefe, wie er sie in dem Spannungsfeld des alten Europa in der Hitlerzeit nicht erwarten konnte. Er folgte daher weiteren Einladungen von drüben – trotz der Sorge der Freunde, die wussten, dass die Herzbeschwerden der Überlastung fünfzehnjähriger Beanspruchung im öffentlichen Leben der Heimat nicht ausgeräumt waren. Er hatte den Auslauf der beiden Jahresvorlesungen der Lowell-Stiftung in Boston 1935 und 1936 als neuen Auftrieb empfunden und das Angebot der Harvard Corporation im nahen Cambridge, Massachusetts, die mit rund 465 Millionen Dollar Vermögen auch heute noch die kapitalkräftigste und unabhängigste Universitätsstiftung in den Staaten ist, nicht abgeschlagen, im Herbst 1936 auch die drei Godkin-Vorlesungen abzuhalten. Sein späterer Fakultätskollege, Dekan Professor Reginald H. Phelps, schrieb als Beitrag zur Brüning-Festschrift über das erste Auftreten Brünings im Harvard College: ... Er fand im neuen Auditorium einen ansehnlichen Kreis von Zuhörern für seine sachlichen Ausführungen zu verfassungsrechtlichen Problemen. Sie enttäuschten vielleicht manchen, der von ihm Stellungnahmen zur Zeitpolitik erwartet hatte. Sie hörten allerdings im letzten der Vorträge einiges über Brünings Strategie für die Reichspräsidentenwahl von 1932 und über seine Hoffnungen, dass die Wiederwahl zu einem Plebiszit für eine Regentschaft Hindenburgs und die Rückberufung der verfassungsmässigen Monarchie unter einem jüngeren Mitglied des Hauses Hohenzollern führen möge. Dieser Bericht über die Planung einer legalen Restauration als Versuch, die revolutionäre Natur des Nationalsozialismus in Schranken zu halten, ehe es zu spät werden konnte, wurde von einigen Zuhörern als sensationell empfunden, ersetzte aber dem Publikum wohl nicht die Wirkung intimer Enthüllungen aus dem Dritten Reich. Die Behandlung der Themen war sehr kühl und abwägend, sehr professoral, konnte man denken, durchaus angemessen für das Auftreten im nach-

denklichen Universitätsklima. Brünings Vorlesungen in späterer Zeit – er überliess mir alle Niederschriften als Unterlagen für meine Arbeiten –, sowohl die vier Vorlesungen im Dartmouth College von 1957 wie ehemals die Lowell-Vorträge in Boston, zeigten den gleichen leidenschaftslosen Stil des Gelehrten, klammerten aber erregende Vorgänge und Ansichten keinesfalls aus. Zum Beispiel zeigte Brünings im Dartmouth College mit verhaltener Leidenschaft, unter welchen Schwächezuständen in der Heimat, aber auch unter welchem ungeheuren Zwang der Weltwirtschaftskrise, in der Deutschland nur das Opfer der Sünden anderer Nationen war, seine Regierung den Notstandsartikel 48 der Verfassung fortlaufend benutzen musste, um das finanzielle Staatsgefüge bis zur Befreiung von der Riesenlast der Tributzahlungen im Juli 1932 vor dem Konkurs zu bewahren. Erregend war auch die wundervolle Beschreibung des Zustandes Hindenburgs: «Sein Geist alterte plötzlich!» Der Historiker hielt sich an Rankes Vorbild: «. . . bloss zeigen, was gewesen ist.» Als Professor schien er etwas ausserhalb des Universitätslebens zu bleiben. Er nahm aus eigenem Entschluss keinen aktiven Anteil an Fakultätsproblemen. Vielleicht war die Aura des letzten verfassungstreuen Kanzlers des Deutschen Reiches für die Studenten, die voller Neugier alles über das Ende von Weimar und über das Dritte Reich hören wollten, zu undurchsichtig. Er gab eine Antwort schon zu Beginn der ersten Lowell-Vorlesung 1935 in Boston «... Ich lasse mich lieber verleumden, als dass ich Tatsachen und Wahrheiten aussprechen würde, die meinem Vaterlande schaden könnten, dem ich in tiefster Treue anhänge.» So sprach er und so handelte er! Die Sensationslust mochte unsereins in den Hallen einer Universität damals noch wundern. Ich hatte die ähnliche Erfahrung 1939 im Pullmann College der Universität von Idaho gemacht, als ich zur Verabschiedung eines Lehrgangs von Offiziersanwärtern der Luftwaffe treuherzig von Saint-Exupéry's Träumereien und seinem Fliegergeist sprach und dann nach dem Abtreten vom Katheder

vom Präsidenten der Universität getadelt wurde, gerade von mir hätte man erwartet, von Hitlers Morden und meinen eigenen Erlebnissen zu hören, wie sie John Günther in seinem Buch «Inside Europe» im Kapitel «Der moderne Monte Christo» so lebendig geschildert habe.

Brüning wünschte nach seiner Berufung als Hochschullehrer nicht, dass die Aussenwelt von seiner politischen Vergangenheit Notiz nahm. Aber ausgerechnet zum Eintritt in die Harvard Alma Mater schrieb mir Hans Schäffer, der ehemalige Staatssekretär im Reichsfinanzministerium bis 1932, aus Jönköping von einer missbräuchlichen Auslegung des Umstandes, dass Brüning auf Drängen der britischen Regierung bei seinem ersten Besuch in den Staaten im Dezember 1935 mit Reisedokumenten, die auf den Namen Henry Anderson ausgestellt waren, eingereist sei: «In den letzten Wochen geht hier ein Gerücht über einen Namenswechsel Henrys um, auf das mich auch der alte Wallenberg angesprochen hat und das ich nach Kräften dementiere. Sogar in den «Göteborgs-Handels-och-Sjöfartstidningen», einem Blatt, das wie kein anderes den Kampf gegen Henrys Gegner aufgenommen hat, heisst es: «Brüning wechselt den Namen: ,Ich habe mit Deutschland abgeschlossen, ich will nichts mehr mit diesem Lande zu tun haben. Ich bin jetzt Professor und verlange, dass die Studenten mich als Pädagogen und nicht als Politiker ansehen!‘ Diese Worte sprach ein brillengeschmückter Professor der Harvard-Universität aus und blies damit das Feuer der Feindschaft zwischen Deutschland und Amerika (?) von neuem an!» Schäffer bemerkte dazu: «Es war ein Zeitgenosse mit dem Namen Hermann Anderson, der diese Feststellung machte. Aber fette Überschriften in der Presse sagten, der Professor sei der ehemalige Heinrich Brüning, der vor Hitler Kanzler der Zentrumsregierung gewesen sei! P. S.: Könnten Sie nicht übrigens einmal die falsche Angabe in ‚Who’s Who?‘, dass Henry in ein Kloster gegangen ist, richtigstellen?»

Kann man sich wundern, dass Brüning allergisch blieb gegen die

finken Märchenerzähler unter den Publizisten, wenn solch ein blanker Unsinn auch in einer angesehenen Wirtschaftszeitung abgedruckt wurde. Dass wir Grund hatten, uns um den oft labilen körperlichen Zustand Brünings Sorge zu machen, zeigt ein Brief von ihm aus Princeton, N. Y., vom Januar 1937 an meine Frau in England:

«Liebe Tante Tre, gestern habe ich meine 4 Vanuxemvorlesungen beendet. Die ersten zwei fielen mir sehr schwer. Ich musste mich bei der zweiten schliesslich hinsetzen wegen der Herzschmerzen, sonst hätte ich nicht durchgehalten . . . Glücklicherweise hat Dr. Borchardt, der frühere Chefarzt des Neuköllner Krankenhauses, es wirklich fertiggebracht, wie versprochen, mich wieder arbeitsfähig zu machen. Allerdings ist der Blutdruck noch immer 115 ... Alle Leute waren ausserordentlich freundlich . . . Einstein, der zu zwei Vorlesungen hereinkam, ehe ich begann, setzte sich aus Taktgefühl so, dass er nachher nicht mit mir Zusammenkommen brauchte. Es zeigte die Sympathie für das alte Deutschland, dass ich dauernd den grössten Zuhörerkreis hatte, den je ein Vanuxemredner gehabt haben sollte ... Ich gehe jetzt auf 3 Wochen nach Huntingdon in das Seminar zu F. Barry zurück, wo ich mich am wohlsten fühle. Princeton kann ich nicht vor Ende April verlassen, wenn alle vier Vorlesungen in Druck sind. Das macht noch viel Arbeit.. .»

Erst in der Vermonter Luft kam Brüning in seinem neunten Lebensjahrzehnt zu einer euphorischen Erleichterung seiner Gesundheitsbilanz, die er dem Münchener Arzt und Freund Dr. Alfred Haas, der seine chirurgische Klinik in München aufgeben musste und sich in New York in der 88. Strasse einem noch grösseren Ruf erwarb, und der Überwachung durch den Hausarzt in Norwich verdankte.

Ende 1937 wurde Brüning ein Lehrauftrag für «Staatsproblematik» übertragen, mit Wohnrecht im Lowell House und der Verpflichtung, eine Studentengruppe im gleichen Hause als Studienberater zu betreuen analog seiner Tätigkeit im Queens Col-

lege in Oxford 1935. Im September 1938 folgte die Ernennung zum Ordinarius für Staatswissenschaften in der Lucius N. Littauerstiftung der Harvard-Universität. In dieser Eigenschaft arbeitete er ohne Verpflichtung zu öffentlichen Vorlesungen mit Graduierten und Doktoranden in Seminarübungen, seit 1940 vornehmlich über «Nachkriegsdiplomatie» und «Öffentliche Verwaltung» in Gemeinschaft mit den Professoren William Yarnell Elliot und Arthur Holcombe. Die Zahl der Mitarbeiter im Seminar war auf höchstens 16 eingeschriebene Mitglieder der Harvard School for Government beschränkt. Darüber hinaus pflegten Gasthörer zugelassen zu werden. Auf Veranlassung von George Messersmith als Chef der Personalabteilung des State Department wurden ständig – bis zu seiner Pensionierung 1952 – für ein bis zwei Semester einige Diplomatenanwärter zu Brüning nach Cambridge entsandt. Fakultätskollegen erschienen zu eigener Unterrichtung. John Wheeler-Bennett, der während des Zweiten Weltkrieges der Botschaft in Washington zugeteilt war, kam für ein volles Semester zum Brüning-Seminar. Niederschläge der Diskussionen, die er schon in der Kanzlerzeit mit Brüning gehabt hatte, finden sich in seinen zeitgeschichtlichen Werken «Nemesis of Power» bis hin zu «Hindenburg, the Wooden Titan» in unzensurierter Auswahl. Brüning durfte mit der Haltung seiner Universitätskollegen zufrieden sein. Professor Phelps, der später Groeners Briefe an den Freund Gleich veröffentlichte, unterstrich in seinen «Erinnerungen», dass durch Brünings zurückhaltende Diktion und Beurteilung von Tatsachen und Menschen sich mehr Hörer überzeugen liessen, als wenn solche Erkenntnisse mit dem hinreissenden Schwung grosser Propheten dargeboten worden wären, durch Männer, die sich ohnehin überhaupt nicht zu einem Gespräch in kleinem Raum zu äussern pflegen: «Wenn im Gemeinschaftsraum des Lowellhauses die Abendstunden im Seminar zu Ende gingen, wurde der eine oder andere höflich aufgefordert, in die Privaträume des Professors im Erdgeschoss mitzukommen oder sich an den Sonntagnachmittagen einzufinden.»

Bei dieser stark individuellen Lehrtätigkeit blieb Brüning für grössere wissenschaftliche Arbeiten in Harvard sehr wenig Musse. Er hatte im «Commonwealth» im Dezember 1937 gemeinsam mit George Shuster und Jacques Maritain, dem Dozenten an der von Alwin Johnson, dem grossen Wohltäter für europäische Heimatlose auf Manhattan begründeten «Schule für Social Research», eine Studie über den Bürgerkrieg in Spanien geschrieben. Er beteiligte sich auch mit einem Beitrag an dem von W. Y. Elliot und H. Duncan Hall 1943 herausgegebenen Sammelband «The British Commonwealth at War».

In der Kriegszeit begann Brüning mit dem Diktat seiner politischen Lebenserinnerungen. Ein Teil wurde in der Columbia-Universität zu treuen Händen eingelagert, aber später zur Überarbeitung zurückgefordert. Auf seinen Wunsch hin sammelte ich seit 1943 Material für eine Niederschrift gemeinsamer Erlebnisse in unserer öffentlichen Arbeit. Aber wir fanden in der Unruhe der Kriegszeit, abgetrennt von der Heimat, keine Zeit für abgeschlossene Darstellung und Überprüfung. Ohnehin wünschte Brüning keine Veröffentlichung, ehe nicht drei Jahrzehnte verstrichen seien und ein von den Zwangsvorstellungen der Nazi-propaganda befreite junge Generation sich Urteile bilden könne. Brüning verstand seinen Lehrauftrag als Verpflichtung, auf Grund seiner persönlichen Studien und Erfahrungen staatspolitische Erkenntnisse für kommende Zeiten nutzbar zu machen als Schulbeispiel für demokratische Regierungspraxis. In einem seiner Briefe an seinen Kollegen Hans von Raumer schrieb er: «... Ich werde versuchen, die schwierigen Jahre der Weimarer Republik in den geeigneten Zusammenhang zu stellen mit den scheinbar unlösbaren Problemen, die der Erste Weltkrieg – wie auch der Zweite – geschaffen haben und hoffe, mein eigenes Ich soweit wie möglich im Hintergrund zu halten, ohne zu glauben, dass ich schnell die eingewurzelten Vorstellungen der vergangenen zwei Jahrzehnte beseitigen könnte. Denn das ist keine leichte Aufgabe. Unsere Historiker müssen sich natürlich auf die bislang

veröffentlichten Dokumente verlassen. Aber die Dokumentensammlungen des Auslandes sind von den besonderen Gesichtspunkten der Zeit beeinflusst. Entscheidende Unterhaltungen und diplomatische Noten sind von der Veröffentlichung ausgeschlossen gewesen, wenn sie in die Zeit nicht hineinpassten – eine sehr kurzsichtige Auffassung. Das hiesige State Department ist wenigstens so korrekt gewesen, die Berichte meines Freundes Sackett von Berlin zu nummerieren. Wenn Sackett berichtet: ‚Wie ich schon angedeutet habe‘, dann ist eine Fussnote angehängt: ‚Hier nicht abgedruckt worden. Für mich ist es leicht, den Grund zu erraten: Es wäre der Rooseveltpolitik sehr unangenehm gewesen, wenn meine Unterhaltungen mit Sackett veröffentlicht worden wären. Wie wollen Historiker überhaupt urteilen über die schwierige Zeit des Hochsommers 1931, wenn sie nichts wissen von den telefonischen Unterhaltungen, die ich manchmal nachts mit Laval hatte und in denen ich in wenigen Minuten folgenschwere Entscheidungen fällen musste. Unsere grossen Historiker der Vergangenheit lebten in enger Freundschaft mit den leitenden Staatsmännern und konnten so ein Verständnis haben für die Schwierigkeiten des Politikers.›

In der Festschrift zu Brünings 81. Geburtstag 1965 gibt Werner Schöllgen einen Beitrag, in dem er Brünings Einstellung zur geschichtlichen Würdigung aus abgeklärter Sicht vom geistigen Ort des Christen in der Politik ohne Auftrag nachgeht. Er beruft sich auf die Warnung Max Webers studentischen Schwarmgeistern gegenüber, sich zu hüten vor einem unwirklichen Rückblick auf sogenannte Tatsachen in Verbindung mit illusionären Hoffnungen, dass die Zukunft nach menschlichen Wünschen ablaufen werde, und fährt dann fort: «Der grosse Soziologe nannte es den Versuchungen einer abstrakt urteilenden Gesinnungsethik anheimzufallen, während nur die Verantwortungsethik den richtigen Blick für ein Urteil und ein Handeln bestimmen sollte: Die Überlastigkeit des Irrationalen müsse später das Staatsschiff zum Kentern bringen ... Ein Volk müsse zur Ehrfurcht vor sol-

dien Männern erzogen werden – wie es Professor Mausbach als Orakel der Nachkriegszeit 1919 forderte –, die nicht das menschliche wie moralische Wagnis scheuen, als Steuermann ihr Schiff in dem Mahlstrom schwerster Katastrophen zu übernehmen, um es in die Gewässer des Friedens hineinzuführen. Max Weber fällte ein hartes Urteil über die ‚Windbeutel‘, die nicht real fühlen, was sie auf sich nehmen, sondern sich an romantischen Sensationen berauschen: ‚Nur wer sicher ist, dass er daran nicht zerbricht, wenn die Welt von seinem Standpunkt aus gesehen zu dumm oder zu gemein ist für das, was er ihr bieten will, und all dem gegenüber dennoch zu sagen vermag, nur der ist zur Politik berufene«

In den Brüningseminaren dankten ihrem Mentor die aufgeweckten Gesprächspartner für seine rückhaltlose Aufklärung durch starkes persönliches Interesse an der Nachprüfung bisher bekannter Dokumentationen und aller erreichbaren Neuerscheinungen zur Zeitgeschichte Deutschlands. Es meldeten sich laufend neue Fragesteller auswärtiger USA-Hochschulen für Dissertations- und Habilitierungszwecke. Allein bei mir meldeten sich elf Klienten mit Doktorarbeiten, die heute zum Teil Lehrstühle der Geschichte innehaben und in Deutschland nach 1945 fleissige Archivbenutzer wurden.

In seinen Seminarübungen, die off auch Zuhörer aus verwandten Disziplinen und Fachkollegen aufwiesen, wurde Brüning vor Fragen der Zeitgeschichte gestellt, die ihn als Zeitgenossen und Mitwirkenden angingen. So wurde er von einer Reihe jüngerer Semester um Stellung zu Thesen gebeten, die Professor C.P. Taylor in seinem Buch über Weimarer Geschichte in Bezug auf Brüning als Reichskanzler geformt hatte: «... Die einzige Autorität in Deutschland war 1930 wieder einmal die Wehrmacht. Auf Rat der Heeresleitung berief Hindenburg Brüning, M.G.-Hauptmann des letzten Krieges und ein Führer der Zentrumspartei, zur Krisenlösung. Alle anderen Parteien hatten gewisse Grundsätze. Nur das Zentrum hatte keine Grundsätze und war

bereit, einen Pakt mit den militärischen Führern zu machen wie stets mit jeder anderen jeweiligen Macht. Die Ernennung Brüning zum Kanzler 1930 bestimmte das Ende der deutschen Republik. Deutschland glitt zurück zu den Tagen vor der Niederlage, als ebenfalls ein römisch-katholischer Kanzler Hindenburgs Befehle ausführte. Als Gegenleistung verstärkte Brüning die Aufrüstung, verdoppelte die Kampagne gegen die Reste von Versailles und diente als Schaufensterauslage, als Zentrumsmitglied sowohl für die Deutschen auf der Linken wie für die Alliierten, die in dem frommen Katholiken nicht den Sprecher des deutschen Militarismus erkannten ... Nicht die Wirtschaftskrise von 1929 bis 1933 gab der Republik den Todesstoss, sondern sie lenkte höchstens die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass die Republik tot war.»

Brüning hatte es im Sinne Rankes leicht, derartige Irrtümer richtigzustellen, aber er sprach ungern in eigener Sache, auch wenn es sich um Lappalien handelte. Er liess lieber andere Zeitgenossen mit Erfahrung zu Worte kommen, wie Professor Edgar Salin, Basel, zu einer Warnung in Schumpeters Geiste in der Diskussion zum Problem der Versailler Reparationen: «... Tributzahlungen haben die Wirtschaft der Welt zerrüttet, aber sie sind und bleiben in erster Linie ein politischer Akt, und es wäre Torheit zu verkennen, dass nur von der Seite der Politik aus ihre Aufhebung erreichbar sein wird ... Es wird heute trotz des Fehlens einer Goldklausel im Youngplan niemandem mehr möglich sein zu leugnen, dass die Youngzahlungen infolge der Weltinflation schwerer wiegen als die Daweszahlungen und dass daher der eigentliche Sinn des Youngplans ins Gegenteil verkehrt ist . . . Es wird niemandem mehr möglich sein zu leugnen, den Glauben aufrechtzuerhalten, Deutschland werde 1932/33 oder 1933/34 nur einen Pfennig an Tribut zahlen können .. . Aber, so lautet heute die französische These: ‚Warum sollen, wenn die Krise der Weltwirtschaft vorüber ist, die Tribute dann nicht wieder aufgenommen werden?‘ ... Dies eine muss erkannt und

festgehalten werden: dass es in keinem Fall zu einer Erholung der Weltwirtschaft kommen kann, wenn das Damoklesschwert neuer Tributzahlungen über ihrem Gefüge steht. Die zeitweilige Aufhebung des Youngplanes durch das Hooverjahr hat im Jahre 1931 nicht einmal die Zurückziehung der kurzfristigen Kredite zu verhindern vermocht ...»

Brüning fand in den anderthalb Jahrzehnten seiner Seminarleitung immer wieder Gelegenheit, Bilder der Geschichtsschreibung, die ihn geformt hatten, als beispielhaft weiterzugeben. In Abwehr von Legenden, in deutschen Landen seien bis zum Abtreten der Monarchen und Landesfürsten 1918 die Rechte der Staatsbürger stark beschnitten gewesen, beschrieb Brüning die frühe Rechtsordnung seiner Heimat als Gegenbeweis: «Die Bischöfe von Münster waren seit der Zeit Karls des Grossen weltliche und geistliche Herren zugleich bis 1802. In der Steuerfestsetzung waren sie gebunden an die Zustimmung eines Rates freier Männer, die wie seine Vorfahren, die Schulte-Brünings, in öffentlicher Landgemeindetagung ihre Beschlüsse fassten, eine der ältesten urkundlichen Form parlamentarischer Bräuche. Die freien Landsassen bestanden hartnäckig auf dem Recht, Steuererlasse zu verweigern, bis die Auflösung absoluter Herrschaftsformen in den Umwälzungen des 17. und 18. Jahrhunderts Privilegien auch dieser Art beseitigte. Sie rebellierten jedoch, als ihnen auch das Recht der Mitsprache bei Ernennung von Richtern genommen werden sollte und gründeten eigene Feme-gerichte. Als zwei Bischöfe versuchten, diese Gerichte zu beseitigen, wurden sie als Rechtsbrecher erschlagen ... Das Stadtrecht von Münster, Soest und Köln wurde ein Modell für englische Gemeinden, ehe von der Magna Charta die Rede war. In Münster wurde trotz achtzehnmaliger Zerstörung seit dem 13. Jahrhundert – darunter dreizehnmal in Kriegszeiten – von den treuen Bürgern immer wieder der alte Stadtkern wiederaufgebaut, der 1942 und 1943 dann fast völlig dem Erdboden gleichgemacht wurde. Brüning nannte zwei Männer verschiedener Polarität als

die massgebenden Reformen auf westfälischer Erde. Dem Reichsfreiherrn Franz von Fürstenberg, der über zwei Jahrzehnte Minister des Hochstifts Münster und Gründer und Kurator der Universität bis zur Verweltlichung 1805 war, gebühre der Ruhm, inmitten der unruhigen Aufklärungszeit gemeinsam mit dem Bauernsohn Overberg das in jener Periode vorbildliche westfälische Volksschulsystem eingeführt zu haben. Der Reichsfreiherr vom Stein aus nassauischem Geschlecht habe als Berghauptmann den freiheitlichen Urtrieb der Westfalen achten und schätzen gelernt und als wesentlichen Bestandteil bei der Anpassung des Preussischen Allgemeinen Landrechts unter Friedrich Wilhelm I. im Geist der Freiheitskriege eingebaut. Westfalen war ein Glied des Staates Preussen geworden und hielt die althergebrachte Beamtenegesinnung: «Mehr for die Ehr als um Besoldung», die besagt, dass die königliche Instruktion von 1772 als ein selbstverständliches Fundament angesehen wird, für ein natürliches Requisite der Volksgemeinschaft!

Unterschlagung oder Bestechung standen nicht im Lexikon. Seit 1825 gab es Pensionsberechtigung und gesetzlichen Charakter des Amtsverhältnisses für die Staatsdiener.» ... Was er seinen Hörern vortrug, war Brünings Stolz und Überzeugung, ein Massstab, den er jedem öffentlichen Dienst ansetzte, ohne Konzessionen zu machen, obschon die öffentlichen Meinungsträger zu seinen Lebzeiten lieber das Wegsehen und Mitlaufen für nützlicher hielten. Brüning würde den Aufgabenkreis, den er sich selbst schuf im Harvardkreis und in der laufenden Mitarbeit und Fürsorgeaktion im USA Emergency Rescue Committee mit seiner Unterstützung für die weitverzweigte Nothilfe für bedürftige Vertriebene jeder Art und Herkunft, bei sehr wechselndem körperlichen Befinden nicht gemeistert haben, wenn nicht sein Fakultätskollege W. Y. Elliott eine Mitarbeiterin gebeten hätte, ihren Studiengang zu unterbrechen und Brünings rechte Hand für Korrespondenz und Archivaufbau zu werden. Claire Nix, in ihrer und meiner Familie «Pete» genannt, hat aus dem

Provisorium eine Lebensarbeit werden lassen. Mit den Jahren lernte sie in Begleitung Brünings von 1952 bis 1957 in Deutschland Deutsch beherrschen wie ihre Muttersprache.

Nach dem Einleben in seiner Klause im Lowell House, in der man im Badezimmer eine Kleinküche eingebaut hatte, damit *er* Mahlzeiten ausserhalb der Gemeinschaftstafel am «Hohen Tisch» der Universitätshonoratioren einnehmen konnte, hatte Brüning in den Professorenfamilien W. Y. Elliott, Bruce Hopper, Arthur Holcombe bald Anschluss gefunden und sich auch mit dem Ehepaar Plimpton – er war Schatzmeister der Universität – angefreundet, ebenso mit Carl Joachim Friedrich, Jahrgang 1901, dem ältesten von vier prominenten Söhnen einer Mutter aus der Bülowsippe, der zur Einrichtung des Akademischen Austauschdienstes nach New York kam und 1928 als a. o. und 1931 als ordentlicher Professor nach Harvard berufen wurde und bis 1969 tätig blieb.

Den langjährigen Freundeskreis in Harvard rundeten ab Professor George Pattee vom Amherst College, Oberrichter Dr. Manley aus Singapore, Kammergerichtsrat Dr. Abraham aus Berlin und Professor Siegfried Thannhauser, Freiburger Provenienz, als ein Schwenninger-Freund, Leiter der Boston Dispensary. Als besondere Freude buchten Brüning und ich das Wiedersehen mit Professor Oliver Sprague und Frau, Finanzbeobachter neben Markus Wallenberg, Stockholm, und den getreuen Hausfreunden von 1930/32 in der USA-Botschaft, Frederic Sackett, dem ehemaligen Senator für Kentucky und Hooververtrauten, und seiner Frau. Einen bescheidenen Beitrag zur Geselligkeit gab mein alter Marinekamerad aus den Shanghaijahren 1911/13, Major Daniels, der USA-Marine, ein alteingesessener Neu-Engländer.

Das gute Verhältnis der Universität zum Altreichskanzler zu Lebzeiten des Präsidenten Lowell wurde vom Nachfolger James Conant auf die Probe gestellt, als nach Kriegseintritt der USA Ende 1941 Goethe und Kant auf der Mussleseliste der Stu-

dentenschaft offiziell gestrichen wurden, während Henry Stimson – von Roosevelt als Verteidigungsminister in das Kabinett berufen – Einspruch einlegte gegen diesen «Affront für meinen Freund und Ehrengast unseres Landes». Infolge der hohen Harvardmassstäbe waren nur eine geringe Zahl von aus dem Hitler-Reich vertriebenen Wissenschaftlern in Cambridge aufgenommen worden, meist Träger bekannter Namen. Joseph Schumpeter, 1883 in Mähren geboren, hatte nach Promovierung und Abfassung der Habilitationsschrift über «Theoretische Nationalökonomie» in sehr jungen Jahren Lehrstuhlberufungen nach Czernowitz und Graz angenommen, mit 36 Jahren eine kurze Gastrolle als Finanzminister im Wiener Kabinett Otto Bauers und in einer Bankpraxis gegeben, bis er 1925 den Ruf für die Nachfolge von Geheimrat Dietzel, dem Doktorvater und Gönner Brünings, in Bonn annahm. Von Bonn aus ging er häufiger auf Reisen als Gastprofessor nach den Staaten. 1932 entschied er sich für ein Ordinariat im Harvard-College. Seine Abschiedsworte vor der Bonner Fakultät waren eine Warnung vor der Integrierung von Wissenschaft als Disziplin mit pragmatischer Aktion: «Wirklich lebensstreu kann keine Wissenschaft sein, sondern nur das Leben selbst.»

Der zweite Ruf ging an Walter Gropius, Jahrgang 1883, der geistige Vater der Bauhaus-Idee. Er wanderte – von der Hitler-Garde als Marxist und Kulturbolschewist verschrien – 1933 nach England aus und wurde vier Jahre später von der Harvard-Fakultät zur Mitarbeit am Umbau der Fachzeitschrift «Architectural Record» aufgefordert. Einen Lehrstuhl mit dogmatischer Beschränkung lehnte er ab und zog es vor, mit den ihm nachgefolgten Lehrern und Schülern des «Bauhauses» das heute weltberühmte Architekturbüro für Bau- und Städteplanung TAC auf genossenschaftlicher Basis zu gründen. Der dritte im Bunde war Werner Jaeger, Jahrgang 1888. Er war 1933 mit der Nachfolge des Nestors der klassischen Philologie in Berlin, Geheimrat von Wilamowitz, auf den Lehrstuhl für griechische

Philologie berufen worden und erwarb sich ein grosses Verdienst um die Modernisierung der klassischen Unterrichtsmethoden an Gymnasien und Hochschulen. Er verliess das Hitler-Deutschland 1936 und kam über Chikago 1939 nach Harvard mit dem Auftrag, ein Institut für klassische Studien einzurichten. Da eine normale Lehrtätigkeit am Katheder entfiel, konnte der grosse Gelehrte sich rein wissenschaftlich mit der Fortführung seiner «Begegnungen zwischen griechischer und christlicher Überlieferung» und der Vollendung seines Werkes «Paideia: Formung des griechischen Menschen» beschäftigen, ehe er 1961 aus dem Leben schied.

Für Brüning war es eine Ehrenpflicht, Besucher von ausserhalb im Hotel Commodore unterzubringen und zu bewirten wie einst in Berlin. Er pflegte nicht den Hinweis zu vergessen, man möge auf dem Campus im Museum für Botanik die Sammlung von Wunderwerken böhmischer Glasbläserkunst besichtigen: naturgetreue farbige Nachbildungen von mehr als 150 Pflanzen aus aller Welt in natürlicher Grösse. Die Sammlung war von einer Arztfamilie gestiftet worden, die 1890 Vater und Sohn Blaschka aus Dresden angeworben und bis 1936 ausschliesslich für diese Arbeit beschäftigt hatten.

Brüning fand sehr gute Ansprache als Redner in den Bostoner Clubs bei den Nachfahren der «Mayflower-Zeit». Er kannte sich bald aus in den Strassen und Gassen, fand sogar eine Art Stammplatz im «Olymp» bei griechischer Küche und Bedienung, wohin er auch seine Gäste zu führen pflegte – genauso wie in Berlin ins «Rheingold» in der Bellevuestrasse. Er war keineswegs ein Kostverächter und setzte seinen Gästen gern etwas Gutes vor. «Essen und Trinken hält Leib, aber auch Seele zusammen.» Als Brüning mir einen Korb gegeben hatte für den Plan, seinen 60. Geburtstag Ende 1945 gebührend im Savoy Plaza Hotel, New York, zu feiern, in dem wir dank Benno Bechtholds Leitung Wohnrecht erworben hatten, wollte ich nicht klein begeben und nahm am Vorabend des Ehrentages zwei ge-

bratene Enten und drei Flaschen Rheinhessen-Auslese mit auf den Weg nach Cambridge. Als ich dem Jubilar am nächsten Morgen Glück wünschte, war er nicht gewillt aufzustehen und sich feiern zu lassen. Sein Hausarzt Professor Thannhauser erschien zur Visite und meinte, man solle dem Patienten seinen Willen lassen und ihm nicht zusetzen. Als zur Mittagszeit beide Enten hergerichtet waren, setzten Claire Nix und ich uns an den festlich gedeckten Tisch. Der Duft von Entenbraten hing im Gang und schien die rechte Medizin zu sein. Der Hausherr erschien nach kurzer Zeit und griff zu meiner Erleichterung herzlich zu. Nach dem Essen schlug er mir einen Spaziergang am Charles River und durch das Universitätsgelände vor. Als wir zur Teezeit zurückkamen, wartete Dr. Thannhauser auf seinen Patienten. Er war zufrieden. Die Anfälligkeit war ererbt, aber durch die dauernde Belastung im angespannten Leben während der Weimarer Jahre ein chronischer Zustand geworden, ohne dass der Kampf mit den wechselnden Molesten den Dulder umwarf oder mürbe machte. Er fand auch stets ärztliche Helfer voller Anteilnahme. Als Brüning im Savoy Plaza Hotel auf Manhattan im Zimmer mit einem Teppich unglücklich ausrutschte und eine Kniescheibe mehrmals riss, war Dr. Haas in der Nähe. Es brauchte mehrere Eingriffe, bis er Brüning wieder instand gesetzt hatte, ohne Krücken zu gehen.

Mit Henry Stimson blieb Brüning in dauernder Verbindung trotz der starken Beanspruchung während der Kabinettsjahre in der Roosevelt-Präsidentschaft. Sein Biograph E. M. Morrison schreibt: «. . . Wo immer Stimson Ruhe fand, waren es Gespräche mit Männern, die wie er ihr Leben lang Staatsgeschäfte beobachtet, untersucht oder geleitet hatten. In New York waren es Harrison, Mills, Brüning und John Lord O'Brien; in England Ramsay Macdonald, Anthony Eden, Sir Josiah Stamp, Sir Arthur Salter und Walter Layton.» Die «ehrliche Freundschaft» zu Brüning, wie Henry Stimson 1931 nach dem entscheidenden Treffen in den Londoner Reparationsverhandlungen es nannte,

blieb für beide gleichgesinnte Männer bis zu Stimsons Sterbetag im Oktober 1950 eine Stärkung. Auf Long Island befreundete Brüning sich mit Edith Roosevelt, der Witwe von Theodore Roosevelt, dem früheren Präsidenten, und mit dem Sohn Quentin, Generalstabsoffizier zur besonderen Verwendung. In New York warteten eine Vielzahl von Bekannten auf Brünings Urlaubsfahrten und Wochenendbesudie.

Zuerst nahm er Quartier im Harvard Club der Alumni in der Fifth Avenue, bis ihm Benno Bechthold zu freundschaftlichen Bedingungen im Savoy Plaza an der Südostecke des Central Parks, heute durch den Neubau des Hilton-Hotels ersetzt, Unterkommen anbot – wie auch meiner Familie. Jakob Goldschmidt zog bald danach im ersten Stoch ein mitsamt seinen französischen Impressionisten und englischen Meistern Raeburn, Reynolds und Gainsborough, die eine ideale Umrahmung bildeten beim gemeinsamen Schachspiel. Das Leben in der Weltstadt erhielt für Brüning und für mich eine wärmere Note dadurch, dass Hildegard Seil, der deutschstämmige Star in den Abendauftritten im Plaza Hotel und im Fernsehen, und Grete Mosheim sich unserer freundlich annahmen, dass Erwin Brettauer, der sich in Kalifornien angekauft hatte und im Alrae Hotel in der Nähe zu wohnen pflegte, unser getreuer Fürsorger war, dass George und Doris Shuster uns zu Wochenenden nach Stamford in Connecticut in ihr Haus auf Sund einluden und Annette Kolb aus Paris rechtzeitig nach New York übersiedelte. Arnold Brecht, Riezler aus Friedrich Eberts Stab und Friedrich Stampfer waren zuverlässige Gesprächspartner für den Alt-Reichskanzler, der von Harvard aus oft nur Stippvisiten machen und nicht jeder Nachfrage gerecht werden konnte. Die Erholung in Huntingdon bei den irischen Freunden musste Vorrang behalten.

6.

Im anderen Europa

Als ich mit meiner Familie am 6. Juli 1940 in Montreal von Bord ging, glaubten wir mit der verbrieften Erwartung auf einen wirtschaftlich fundierten Neuaufbau festen Boden unter den Füßen zu haben. Es war ein Trugschluss. In der Herberge lagen folgende Kabel für uns: von der Barclays Bank in Nelson: «Ab 1. Juli Überweisungssperre ins Ausland!» und von Louis Greig: «Stahleinkauf von Regierung übernommen, Kontrakt storniert!» Das hiess, mit dem Rest des Reisegeldes und des Familienschmucks aus Friedenszeiten über Wasser zu bleiben. Es blieb die Hoffnung auf Einreise in die Staaten bis zum 1. August, dem Endtermin in der Gültigkeit der Messersmith-Zusage. Auf dem Generalkonsulat behielt man die Papiere mit dem Visum eintrag zur Prüfung. Man liess den Termin verstreichen und rühmte sich dann der erfolgreichen Abwehrleistung.

Brüning schrieb am 7. Oktober 1940 an Wilhelm Sollmann: «. . . Im Übrigen hat ja auch Treviranus noch nicht sein Visum, trotzdem das State Department keine Bedenken dagegen hat. Für Tre. haben sich zwei frühere Botschafter persönlich eingesetzt. Trotzdem gibt der Konsul in Montreal ihm das Visum nicht. Angebliche deutsche Emigranten haben dem Konsul erzählt, dass Tre. im Juni vorigen Jahres eine wichtige Erfindung für U-Boote an die Nazis verkauft habe! Rauschnings Familie wurde auf eine ähnliche Denunziation hin im April dieses Jahres in Paris verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht, aus dem sie, mit Ausnahme des Sohnes, erst im Juni entlassen wurden. Der Sohn ist dann im Juli aus dem Lager in der Bretagne entkommen und hat zufällig seine Familie erst wieder in Marseille gefunden.»

Inzwischen war unsere Tochter als Verkäuferin angestellt worden, und J. Moritz Bonn, von der Berliner Hochschule für Politik als Professor an die Mac Gill University Montreal umgesiedelt, versprach, sie bis zu seinem Fortgang in die Staaten um die Weihnachtszeit als Sekretärin zu beschäftigen. Durch Vermittlung österreichischer Flüchtlinge fand sich kurzerhand ein

Unterkommen auf einer Farm in Brougham, Ontario, als «Hired couple» für den Rest der Familie. Zum Dezember-Beginn zeigte sich ein Hoffnungstreifen für eine breitere Arbeitsgrundlage durch Anpachtung der Bokar-Farm, Whitby, Ontario, mit 1'000 Morgen Acker und Weiden und 60 Jersey-Kühen im Stall; sie gehörte einer Einwanderin aus Wien. Nach dem Einzug am 1. Dezember 1940 standen wir in der Sieben-Tage-Woche von früh um 5 Uhr zu viert mit einem jungen Kanadier an den Milchmaschinen, um jeden Morgen 16 bis 18 Kannen Milch zur Lieferung an die City-Molkerei Toronto bereitzustellen zum Abholen, an Wintertagen verbunden mit mühseligem Schneeschaukeln bis zum Queen Elisabeth Highway. Abends um 22 Uhr endete der Arbeitstag mit Buchführung. Einmal in der Woche brachte ich Gemüse und Hähnchen dreissig Meilen nach Toronto zum Kleinverkauf an Privatkunden und stellte mich dann abends im Victoria College der Universität im Historischen Seminar als Zeuge der Zeit zum Verhör. Trotz Schweiss und Fleiss ohne Ruhetage blieben wir machtlos gegen höhere Gewalt. Die Regierung hatte bei Kriegsausbruch für die ersten drei Jahre einen Preisanstieg verboten, konnte aber die Klimaschäden nicht eindämmen. Fünfeinhalb Wochen Dürre im Frühsommer 1941 erzwangen Zufütterung in der Weidezeit und gefährdeten die Erfüllung der Lieferungskontrakte für Tomaten, Süssmais und Erbsen für die Konservenfabrik in Whitby. Mitte September köpfte ein anomaler Frühfrost in einer Nacht 9 Tonnen pflückreifer Tomaten. Im Frühjahr 1942 schwemmte Dauerregen über drei Wochen die Aussaat für Konservenfrüchte vom Acker. Damit entschwand die Möglichkeit, auch im zweiten Jahre einen Betriebsverlust zu vermeiden. Das zwang zum Rücktritt vom fünfjährigen Pachtvertrag und zum Auszug nach Toronto. Der Grenzübertritt in die Staaten war uns immer noch versagt seit dem Sommer 1940. Tochter und älterer Sohn fanden sofort Arbeit und Brot für die ganze Familie.

Unerwartet bekam ich eine Einladung von Freunden auf Long

Island, N. Y., begleitet von der Ankündigung eines Einreisevisums auf sechs Monate mit Befürwortung des State Departments. Das ermöglichte mir ein Wiedersehen mit Brüning in Harvard Mitte September und gab die Hoffnung, den Winter über in New York in der Wohnung eines Freundes verbringen zu können. Als erster alter Freund erschien dort Valeriu Marcus. Ihm wie auch Weismanns war die rechtzeitige Flucht aus Nizza gelungen vor der Besetzung ganz Frankreichs. Er schrieb an einem neuen Buch über die Seeschlacht von Kerkyra und kam wöchentlich einmal zum Vorlesen der Kapitelfolge. Am 4. Dezember erlitt er bei mir in der Wohnung einen Herzkollaps. Als der Arzt zehn Minuten später erschien, konnte er nur noch den Tod feststellen. Ich erbeite seine Freundschaft zu Arnold Rubinstein, Dr. phil. von Graz, Rebell der russischen Revolution von 1917, Vertrauensmann Tuchatschewskis in Berlin, als Trotzki-Abweicher im Exil in New York. Ich konnte ihn bei Brüning und in der Historischen Fakultät als meinen persönlichen Mentor einführen.

Ich fand in der wachsenden Riesenstadt alte und neue Bekannte, unter ihnen Kurt Jachmann von der Viktoria-Versicherung, Berlin, Kurt Weil, den Sachsenberg-Mitarbeiter bei Junkers-Dessau, heute Professor für Luftfahrtynamik am Hoboken-Institut, Neubergs aus Berlin, Leopold Pilzers aus Wien, Friedrich Stampfer mit Frau und Tochter Marianne, Hugh Gibson vom Doubleday-Doran-Verlag, ehemals Hoovers Sonderbotschafter in Brüssel, Kurt Wolff, den «Phaeton»-Verleger mit europäischem Ruhm und Frau Helene, Hans und Kate Schaefer, das Berliner Kunsthändler-Paar.

George Shuster empfahl dem Verleger und Vorsitzenden des Oberschulrats von New York City, Ordway Tead, mir den Auftrag für ein Lesebuch «Russische Revolutionen» für höhere Schulen zu geben. Das Manuskript erschien mit Hilfe Arnold Rubinsteins auf der Höhe der Begeisterungswelle für Stalin im Frühjahr 1944. Durch Boykottandrohung erzwangen die Heer-

scharen der Mitläufer vom Verlag die Zurückziehung des Buches aus dem Vertrieb und das Einschmelzen des Satzes, weil die Genehmigung Stalins fehlte.

Mitte März 1943 erhielt ich aus Washington die mündliche Nachricht, mein Besuchsvisum würde mit Ablauf zum Ultimo nicht erneuert werden. Ich setzte mich nach dem Abschied von Brüning im Lowell House, der Umtriebe linksradikaler Emigranten witterte, nach Kanada ab. Ein unerwarteter Zufall führte mir auf dem Bahnhofsvorplatz in Toronto den getreuen Nachbarn der Bokar-Farm-Zeit über den Weg, Bill Moore auf «Moorlands» am Ontario-See, Vorsitzender des Bankausschusses im Dominion-Parlament in Ottawa. Er bot mir die Mitreise an nach Ottawa zur Session für den nächsten Tag. So sass ich mit ihm als Gastgeber am Tag darauf zu Tisch im Parlamentshaus zwischen dem Innen- und dem Marineminister. Dieser sprach mich gleich an: «Treten Sie doch bitte meinem Anti-U-Boots-Ausschuss als Fachmann bei!» Ich lehnte als staatenloser Gast des Landes höflich ab. Macdonald neigte sich zu dem für Einwanderung zuständigen Kabinettskollegen: «Sie dürfen doch Mr. T. einbürgern!» Die Antwort war: «Ja, aber bisher hat unser Freund keine Neigung gezeigt!» Nun griff ich zu, weil mir der Kanada-Pass auch in den USA völlige Freizügigkeit gab – auch im Kriege. So konnte ich am 27. März anstandslos mit dem neuen Freipass wieder nach Cambridge einreisen. Die Ostertage verbrachte ich geruhsam mit Brüning bei den irischen Patern auf Long Island.

Als ich George Shuster, den einfallsreichen Beschützer von Brüning und mir, aufsuchte, schlug er mir eine hauptamtliche karitative Mitarbeit an der dringlichen Erweiterung individueller Fürsorge für den wachsenden Zustrom von Flüchtlingen aus Europa vor. Wir gründeten den Thomas-Jefferson-Fund, dem die Absetzbarkeit von Spenden bei der Einkommensteuerveranlagung zugebilligt wurde. Ich zeichnete verantwortlich für die Geschäftsführung im Einvernehmen mit dem Beirat, dem Shu-

ster vorstand, und nahm Quartier bei Benno Bechthold im Savoy Plaza Hotel, wenn ich nicht mit Wagen in den mittleren Westen und nach Arkansas-Tennessee zu deutschen Ballungsgebieten zur Vortragswerbung unterwegs war. Mit tätiger Hilfe von Alice Longworth, der Tochter von Theodore Roosevelt, die einst auf kaiserliche Einladung als Patin dem deutschen Torpedoboot «Alice Roosevelt» ihren Namen gegeben hatte, und ihrer Freundin Marjorie Morawetz und der Familien Arnhold, Lensing, Theurer, meldeten sich aktive Mitarbeiter und grosszügige Spender, die immer weitere Kreise der Werbung erschlossen. Im gastfreien Hause von Gustav und Toni Stolper traf ich Anne O'Hare Mc Cormick von der «New York Times» und Finletter vom State Department in einem grossen Kreis aufgeschlossener Deutschland-Freunde. Durch Paul Zucker, Professor für Architektur an der City und Fordham Universität, schloss ich Freundschaft mit George Grosz und seiner Frau. Mit der Familie von Fritz, Professor an der Columbia Universität für griechische Philosophie, verbanden mich gemeinsame Erinnerungen aus dem Lipperland. Klaus Dohrn, einst Schriftleiter des «Ständestaat» in Wien, führte mich zusammen mit Friedrich Torberg, Christopher Emmet und Levine im Wedemeyer-Kreis. Die Abstecher zu Brüning nach Harvard gaben Atempausen und neue Kontakte mit Peter Drucker, Walter Lippmann, Walter Lichtenstein.

In den Sommerwochen 1944 konnte ich gemeinsam mit Brüning die Gastfreundschaft von Giselia und Trudy Selden-Goth für vier Wochen in Bedford Hill, N. Y., auskosten und Erinnerungen niederschreiben. Über die Berliner Neubergs war ich 1943 zu Mutter und Tochter in ihr Haus in der Park Avenue, Mittelpunkt eines Kreises grosser Musiker von Toscanini bis zu Mitropoulos, gekommen. Die Frau des Hauses, die mich bis heute als guten Freund gelten lässt, hatte bei Bartok in Budapest Klavier und Komposition studiert, war dank angeborener Musikalität in Berlin Mitarbeiterin von Feruccio Busoni geworden, nach sei-

nem Tode nach Florenz übergesiedelt und früh verwitwet nach den Staaten ausgewichen, nachdem sie 1936 mit Bronislaw Hubermann das Symphonie-Orchester in Tel Aviv aus der Taufe gehoben hatte. In der Park Avenue 397 zu New York wurde alljährlich Hubermanns Geburtstag am 19. Dezember festlich begangen mit Bruno Walter am Flügel. Dieser bescheidene unermüdliche Diener der zeitlosen Schönheit der Musik hatte sich mit 15 Jahren als frühreifer Autodidakt entschlossen, sein Leben der Musik und den anderen Musen zu widmen. In fünfzig Jahren hatte ihn sein Können nach Moskau, Riga, Wien, Salzburg, nach England und Nordamerika als Interpret der alten Klassiker und seiner Freunde Mahler, Bruckner und Pfitzner in die Spitzenklasse der Dirigenten geführt. Als ihn 1933 die braune Schlammflut als Leiter des Gewandhauses in Leipzig zu überrollen drohte, entkam er nach Frankreich und erschien wenige Jahre später in den Staaten.

Dimitri Mitropoulos, Religionsphilosoph griechisch-orthodoxer Prägung, war mit 28 Jahren Leiter des Symphonie-Orchesters in Athen, mit 30 Jahren bis zur Machtergreifung Hitlers Chor-dirigent und zweiter Kapellmeister am Charlottenburger Opernhaus.

Als Eugen Spiro mit einem Flüchtlingstransport von Lissabon im Herbst 1943 mit seiner Frau Lilly an der Hudson Pier von Manhattan landete, konnte ihm der Thomas-Jefferson-Fund den Auftrag geben, George Shuster für das Hunter College und Brüning für seine Heimatstadt zu porträtieren. Wir setzten uns mit Brüning und meiner Frau für einige Tage für Spiros Sitzungen nach Woodstock, N. Y. ins «Weisse Haus» von Federigo Stallforth in die Catskill-Berge. Als Julius Lehmann, der ehemalige Frankfurter Anwalt der «FZ», als Novize der Malerei mich mit einem Konterfei in Spiros Studio überrascht hatte, entschied sich der Meister für eigene Handlung, ergriff eine gerahmte Leinwand und Pinsel und zauberte ein Gegenstück, das sich neben Martin Buber, Eckener, Theodor Heuss lebenswahr sehen lässt.

Sein spontaner Einfall löste für mich eine nützliche Folgewirkung aus. Der Leiter und Mehrheitsaktionär der Monroe Tool & MFG. Co. sah das Bild einige Wochen später im Studio und überredete mich bei meinem Besuch in Monroe, am 1. Januar 1946 die Leitung der Finanzen und zu Ostern die ganze Verantwortung zu übernehmen. So sammelte ich zum zweiten Male Erfahrungen in Produktions- und Arbeitsproblemen als Unternehmer. Ich führte den Brauch ein, mit den Betriebsobmännern die Auftragsanfragen der Vorwoche an jedem Montag durchzusprechen, notfalls Akkordsätze von Fall zu Fall zu ändern. Mitte 1946 erschien ein Abgesandter der CIO-Congress of Industrial Organisation und beschwerte sich über dieses Vorgehen. Laut Tarifvertrag sei es ein Eingriff in die Gewerkschaftshoheit. Ich liess die Belegschaft zusammenrufen und den Detroitener Funktionär ohne meine Anwesenheit das Wort nehmen und abstimmen. Als er nach einer halben Stunde wortlos seinen Hut nahm zum Abschied, ahnte ich, wie der Hase gelaufen war: Einstimmige Billigung meiner Initiative.

Nun wurde ich von Walter Reuther, dem mächtigen Boss der CIO, nach Detroit gebeten. Sein Grossvater war aus Korntal in Württemberg eingewandert. Sein Enkel hatte sich vom Werkzeugmacher in der Automobilbauer-Gewerkschaft an die Spitze des Gewerkschaftsverbandes heraufgearbeitet. Unser Gespräch begann und endete mit einer Diskussion über mein Buch «Russische Revolutionen» von 1944 und Zukunftsbetrachtungen über den Bolschewismus. Das Thema Monroe-Tool wurde nicht mehr berührt. In der Gewerkschaftsbewegung der USA herrschte ein gesunder Realismus in der damaligen Politik der Führer Walter Reuther, Meany und John Lewis. Der Umsatz der Monroe-Tool stieg durch Zubringeraufträge der grossen Automobilfirmen auf das 3¹/₂fache in den ersten 12 Monaten in 3 Schichten für Werkzeugmacher. Diese Herrlichkeit ging leider bald zu Ende. Die Aktienmehrheit wurde im Februar 1947 vom kranken Besitzer verkauft. Ich musste die Leitung zum 1. Mai abgeben. Ich teilte

nun meine Zeit zwischen Harvard und Washington D. C., bis mir die Einreise in die britische Besatzungszone im September gestattet wurde. Brüning musste wegen unterirdischer Gegenströmung bis zum Sommer 1948 warten.

7.

Brünnings Analysen

Im Aprilheft 1941 der Zeitschrift «Foreign Affairs», New York, erschien unter dem Decknamen «X» eine vergleichende Studie «Deutsche Strategie 1914 und 1940». Der Herausgeber der Zeitschrift, Hamilton Fish Armstrong, gab den Namen des Verfassers, dem er den Ritterschlag eines Militärhistorikers erteilt hatte, nicht preis. Es war Heinrich Brüning, der in gekürzter Form zu Wort kam: «Die Vereinigung genialer militärischer und politischer Begabung in einer Persönlichkeit ist ausserordentlich selten. Friedrich II. besass sie, Napoleon besass sie. 1866 und 1870 besass sie in Preussen niemand. Jedoch verstand Wilhelm I. zu verhindern, dass die häufigen Differenzen zwischen Moltke und Bismarck ernsthafte Ausmassе annahmen. Im Jahre 1914 gab es keinen Deutschen mit dieser Begabung. Auch in Frankreich war 1940 keine Persönlichkeit fähig, eine enge Zusammenarbeit zwischen politischer und militärischer Führung zu erzwingen. Der Sturz des Doumergue-Kabinetts 1934 und das Unterlassen dringender Reformen waren kennzeichnend für die Krankheit, an der Frankreich litt. Barthou begegnete auf seiner diplomatischen Rundreise durch Europa überall Zweifeln an Frankreichs Geschicklichkeit, seine internen Probleme zu lösen und seinen militärischen Bündnisverpflichtungen nachzukommen. Diese Zweifel erhöhten sich durch Frankreichs Fehlschlag, der militärischen Wiederbesetzung des Rheinlandes im März 1936 entgegenzutreten. Das deutsche Opfer von Locarno war ein Wendepunkt in der europäischen Geschichte. Der französische Generalstab zögerte zu handeln, sofern nicht die Regierung ihn zur vollständigen Mobilmachung ermächtigte. Schon der einfache Befehl zu einer totalen Mobilisierung würde in diesem Augenblick genügt haben, um das Hitler-Regime zu Fall zu bringen. Britannien und Frankreich verharrten immer noch wie gelähmt. Die deutsche Besetzung Österreichs bedrohte die strategische Lage der Tschechoslowakei und die Existenz der kleinen Entente. Anstatt den Tatsachen ins Auge zu sehen, frönten die Franzosen einer Reihe von utopischen juristischen Kontroversen und

Regierungswechseln. Für den Fall, dass ein Krieg vor 1941 ausbrach, konnte Frankreich nur mit einem verzweifelten, kurzen Kampf der Polen und mit schwachem Beistand Grossbritanniens rechnen. Von diesem Augenblick an wurde die europäische Politik zu einem Rennen um den Uhrzeiger. Der Chef des französischen Generalstabes musste allerdings recht niedergeschlagen sein, als er überschlug, wie viele seiner militärischen Trümpfe in den Schwankungen der französischen und britischen Politik verspielt worden waren. Der Zusammenbruch der Locarno-Garantien hatte bereits für den französischen Generalstab Vorbereitungen geschaffen, die jenen des deutschen Generalstabschefs im Jahrzehnt vor Beginn des Krieges 1914 gleichkamen. Sie verengten den Spielraum und die Möglichkeiten strategischer Aktionen durch Frankreich und Grossbritannien. So musste sich General Gamelin im Augenblick eines Krieges wie ein Schachspieler Vorkommen, der seine Königin verloren hat. Nach der Besetzung von Prag und der Beendigung des Baues der Siegfried-Linie muss er vollauf gewärtig gewesen sein, dass eine Offensive gegen Deutschland nicht mehr sinnvoll war. Er wusste zudem, dass er nicht mehr auf Unterstützung durch den Bündnispartner Polen als letzte Säule rechnen konnte. Die Grenzen von Polen und Rumänien zu garantieren und erst dann Verhandlungen mit Moskau aufzunehmen war eine Ohrfeige ins Gesicht jeder russischen Regierung. Keine russische Regierung hätte es verabsäumen können, die Gelegenheit eines Krieges zwischen Deutschland und Polen auszunützen, um Bessarabien, die baltischen Provinzen und Polen bis zur Curzon-Linie wiederzugewinnen, ganz gleich, ob mit oder ohne grossbritannische und französische Garantie. Der springende Punkt für Britannien und Frankreich war, dass Garantien an Polen und Rumänien *ohne* gleichzeitige Mobilisierung der britischen und französischen Streitkräfte Polen nicht retten und die Gefahr einer russischen Verständigung mit Deutschland nicht abwehren konnten. Warum beschloss der polnische Generalstab nicht den sofortigen Rückzug aus dem

Korridor bis zur Linie Rawka-Szura-Pilica? Wurde der französische Generalstabschef unterrichtet, dass eine offensive polnische Strategie geplant war? War er sich darüber klar, dass die Polen keine ausreichenden militärischen Kräfte besaßen, um offensive Operationen ohne eine gleichzeitige französische Offensive durchzuführen? Er hätte zumindest die Rüstungsindustrien im westlichen Deutschland bombardieren lassen müssen aus der ausgezeichneten Abprungbasis in Ostfrankreich. Er hätte auch die Siegfried-Linie ernsthafter anschlagen können, als es getan wurde. Er hätte damit drohen sollen, sein Amt niederzulegen, wenn die britische und französische Regierung sich nicht bereit erklärten, jeden möglichen Druck auf die belgische Regierung auszuüben mit dem Angebot der gemeinsamen Besetzung der belgischen Festungen durch französische und britische Truppen. Nachdem die polnische Neutralität durch Hitler missachtet worden war, würde die Verletzung der belgischen Neutralität durch die Alliierten moralisch im Urteil der Welt nicht mehr viel bedeutet haben. Aber die Franzosen liessen das deutsche Heer mehr oder weniger unbelästigt, und Deutschland gewann Zeit, seine Aufrüstung in Ruhe zu vervollständigen und die Zahl seiner Divisionen ungeheuer zu vermehren. Im alliierten Lager hatte niemand Einbildungskraft genug, um die Folgen eines einfachen technischen Unterschieds vorauszusehen: Deutschlands Kriegsproduktion lief seit zwei Jahren auf hohen Touren. Nicht so die von England und Frankreich. Die Alliierten waren unfähig, ihre Produktion selbst in den acht Monaten nach Ausbruch des Krieges auf volle Höhe zu bringen. Zwischen dem Ende des polnischen Feldzuges und März 1940 fügte jeder Monat dem deutschen Rüstungsausstoß dreimal soviel Potential zu wie dem der Alliierten.

Der völlige Wandel des Begriffes und der Bedeutung von Raum und Zeit in der militärischen Strategie als Ergebnis mechanisierter Kriegsführung verminderte stark die Aussichten auf einen Sieg der Verbündeten, sofern nicht verbündete Truppen Belgien

bereits besetzt hatten, ehe Deutschland seine ganze militärische Stärke zum Westen hin entwickeln konnte. Als der deutsche Generalstab im Frühjahr 1940 losschlug, hatten seine numerischen und geographischen Vorteile ihren Höhepunkt erreicht. Seit den napoleonischen Kriegen hatte kein deutscher Feldherr je so günstige Verhältnisse für eine Offensive gegen Frankreich vorgefunden. Von Osten drohte nicht die Gefahr wie 1914. Strategisch gesehen kann Deutschland einen europäischen Krieg nur deshalb überleben, weil es den Vorteil der zentralen Lage hat. 1914 begann Deutschland, voll davon Gebrauch zu machen, nachdem die ersten Schlachten in Frankreich geschlagen waren. 1940 war der deutsche Generalstab mit Hilfe der vorausgegangenen diplomatischen Schachzüge in der Lage, alle Vorteile der inneren Lage zu ernten, ehe er die Schlacht von Frankreich startete. Die höchste Anzahl der Divisionen war verfügbar zum Angriff zu jedem denkbaren Datum. Die Landwege nach Russland und dem Balkan blieben offen, so dass die alliierte Blockade nicht wirksam werden konnte. Nachdem sich der Oberste Alliierte Kriegsrat gegen die Besetzung von Belgien entschieden hatte, mussten die besten französischen militärischen Planungen in einem Fehlschlag enden. Infolge der unüberlegten französischen und britischen Regierungspolitik in den vergangenen Jahren war General Gamelin gezwungen, den Kampf mit dem Rücken gegen die Wand zu führen, genau so, wie aus ähnlichen Gründen das deutsche Heer 1914. Wenn Britannien und Frankreich, zusammen mit Polen und der Tschechoslowakei, sich für die moderne Kriegführung vorbereitet und im Jahre 1938 losgeschlagen hätten, so würde Deutschlands Lage gänzlich hoffnungslos gewesen sein, da seine Rüstungsindustrie von allen Seiten Luftangriffen ausgesetzt gewesen wäre. Es wäre gleichsam vom ersten Tage des Krieges an die belagerte Festung gewesen. Die Politik der Alliierten erlaubte es jedoch Hitler, die Ungunst der Lage von 1914 in das Gegenteil zu verwandeln. Nur wenn wir diese Tatsache im Auge haben, können wir einen

ehrlichen Vergleich der rein militärischen Aspekte von 1914 und 1940 ziehen. Die beschränkten strategischen Möglichkeiten in Nord-West-Europa sind schon zu wiederholten Malen untersucht worden. Es gibt keinen führenden Generalstäbler, weder in Frankreich noch in Deutschland, der nicht von Grund auf die kleinen und die grossen Variationen der Kriegsführung auf diesem ewigen Schlachtfeld kennt. So konnten die Richtungen des Vormarsches der deutschen Armee in Holland, in Belgien und in Frankreich niemanden überraschen. Die Erfolge einer brillanten deutschen Strategie kann man gelten lassen für die deutsche Planung, die Wendigkeit der Truppe und die Tatsache, dass der Generalstab aus den Fehlern von 1914 gelernt hatte. Aber das ergab noch keinen Mythos. Es kann kein Zweifel bestehen, dass der französische Generalstab für den generellen Einsatz seiner Streitkräfte die möglichen Vormarschlinien ebenso klar absteckte wie der deutsche Generalstab. 1940 hätte der kühne Einsatz mechanisierter Divisionen die zurückgehenden Armeen daran hindern können, sich innerhalb einer Tiefe von 150 km neu zu formieren . . . aber General Gamelin und später Weygand haben die Wichtigkeit der Veränderung des Zeitfaktors nicht voll erkannt. Das deutsche Heer hatte einen gewaltigen Vorteil, dass keiner seiner Generale 1917 und 1918 einen höheren Rang gehabt hatte als den eines Majors. Sie hatten in vorderster Front gekämpft, mit eigenen Augen die Wirkungen kombinierter Angriffe von Luftwaffe, Tanks und Artillerie gesehen. Sie wussten aus persönlichen Erfahrungen, dass selbst Divisionskommandeure zu weit hinter den Linien waren und dass die Weitergabe von Erkundungen und Befehlen durch Radio noch nicht voll entwickelt war. 1940 dagegen waren die Kommandeure in den vordersten Gruppen der angreifenden Panzer, nutzten plötzlich auftauchende Gelegenheiten unter gleichzeitiger Meldung an die Armeeführung aus. Dagegen erhielt General Gamelin die Nachricht über den bedrohlichen Durchbruch an der Maas erst mit 24 Stunden Verspätung . . . Mit Ausnahme von

Böhmen hatte Frankreich die besten natürlichen strategischen Grenzen auf dem Festland Europas. Die einzige schwache Stelle liegt zwischen Maas und dem Kanal. Wenn dieser Sektor verteidigt wird, ist eine Invasion im Rheintal in jeder Richtung ausserordentlich schwierig. Ein französischer Vormarsch würde sich am Schwarzwald aufpiessen, ein deutscher an den Vogesen. Der Bau der Maginot-Linie schloss eine deutsche Besetzung der elsass-lothringischen Ebene aus. Die Möglichkeit eines deutschen Durchbruchs zwischen den Vogesen und den Ardennen bis hinauf nach Montmedy konnte aus den gleichen Gründen nicht in Frage kommen. Tief gestaffelte Befestigungsanlagen sind jedoch zwischen der Sambre und der Lys, einem Nebenfluss der Schelde wegen der Bodenbeschaffenheit unmöglich. Die Kritik des angeblichen Fehlschlags, die Maginot-Linie bis zur Küste zu verlängern, ist nicht ausreichend begründet. Das hätten die Erfahrungen von 1914 den Kritikern eigentlich klarmachen müssen. Aber selbst solche französischen Befestigungen würden nicht ausreichend gewesen sein, ohne eine Ausdehnung in das belgische Gebiet hinein zwischen Givet und Namur. Wenn die Maas in diesem Sektor befestigt gewesen wäre, wären die Deutschen gezwungen gewesen, ihren Angriff auf die 80 km lange Lücke zwischen Namur und Antwerpen zu konzentrieren. Eine Befestigungslinie dieser Länge würde natürlich trotz der schwierigen Bodenbeschaffenheit eine ideale Basis für einen reinen Verteidigungskrieg gegeben haben, selbst wenn die Niederlande überannt worden wären. Sie wäre um 80 km kürzer gewesen als irgendeine Abwehrstellung längs der französisch-belgischen Grenze. Aber politische Widerstände – unter ihnen Furchtsamkeit und naiver Optimismus der Belgier – verhinderten den Bau einer solchen Bastion in Friedenszeiten und die Besetzung durch französische und britische Truppen nach dem Kriegsausbruch.

Im Jahre 1940 dehnte sich das französische Gebiet viel weiter nach Osten aus als im Jahre 1914. Diese Tatsache hatte das

gleiche zur Folge wie die französische Offensive im Jahre 1914, nämlich die Verringerung der für die Verteidigung der Linie Antwerpen-Montmedy verfügbaren französischen Truppen. Joffres Entscheidung, eine Offensive in Lothringen durchzuführen, zwang ihn, den Gedanken einer Besetzung der Linie Antwerpen-Montmedy aufzugeben. Es gab zwei Möglichkeiten: Die französischen Truppen längs der französisch-belgischen Grenze konnten in der Defensive bleiben, oder sie konnten vorrücken, um dem deutschen Angriff auf die Antwerpen-Namur-Sedan-Linie zu begegnen. Der erste Plan war vorzuziehen, aber er würde die belgische Armee ihrem Schicksal überlassen. Wir können also als nahezu sicher annehmen, dass General Gamelin diese Alternative bevorzugt hätte. Aber der Oberste Kriegsrat würde ihm dies kaum erlaubt haben. Eine deutsche Besetzung der niederländischen und belgischen Kanalhäfen würde eine Lebensbedrohung für Grossbritannien gewesen sein. Trotzdem hätte die zweite Alternative, wenn sie sofort bei Beginn des Krieges ergriffen worden wäre, sowohl die Kanalhäfen als auch die belgische Armee retten können. Aber sie auszuführen, nachdem die deutschen Heerestruppen die Invasion in die Niederlande und Belgien begonnen hatten, war ausserordentlich riskant. General Gamelin muss dieses gewusst haben. Der Vormarsch nach Belgien hinein würde nur dann von Erfolg gekrönt gewesen sein, wenn die vorderste Linie der belgisch-französischen und niederländischen Befestigungen den Eindringling für wenigstens vier Tage aufgehalten hätte, oder wenn die Franzosen über eine weitere starke Heeresgruppe verfügt hätten für ein Vorrücken von Süden her durch die Ardennen zur Maas.

Die niederländischen Provinzen Limburg und Nord-Brabant sind landschaftlich die beiden Gebiete, die einen schnellen deutschen Vormarsch durch Belgien erlauben. Das Lütticher Gebiet ist in dieser Beziehung nur von zweitrangiger Bedeutung. Die schnelle Einnahme von Lüttich im Jahre 1914 war eine beachtenswerte und mutige Tat, aber strategisch war sie nicht ent-

scheidend. Wenn nicht der rechte Flügel der deutschen Heeresgruppe die Neutralität der Niederlande verletzte, so war er an die wenigen Strassen des Zehn-Meilen-Streifens zwischen den nördlichen Ausläufern von Lüttich und der südlichen Grenze von niederländisch-Limburg gebunden. Dieses verzögerte den Vormarsch der Armee, welche eine grössere Entfernung als irgendeine andere deutsche Armee zu bewältigen hatte, die mit dem Angelpunkt Metz vordrang.

Auf Grund der geographischen Gestaltung Limburgs haben die Niederländer keinerlei Aussicht, eine deutsche Armee für mehr als ein paar Stunden aufzuhalten. Im September 1938 befestigten sie einen moorigen Streifen etwa anderthalb Kilometer längs des nördlichen Ufers der Maas mit einer Bunker-Linie. Die Bunker mussten auf Grund der Bodenbeschaffenheit ein gutes Stück höher als der Boden errichtet werden. Sie konnten durch direktes Artilleriefeuer von den sandigen Hügeln auf deutschem Gebiet genau in dem Augenblick zerstört werden, als motorisierte Truppen die Grenze überschritten. Und so geschah es auch in der Tat. Die Maas-Brücke bei Maeseyck wurde von Motorradfahrern fünfzehn Minuten nach Beginn des deutschen Vormarsches eingenommen. Wenige Stunden später, noch bevor Fort Eben-Emael kapitulierte, strömte die Hauptmasse der deutschen Truppen nach Belgien hinein und überschritt am folgenden Tag den Albert-Kanal an verschiedenen Punkten. Gleichzeitig überqueren in den ersten Tagen deutsche motorisierte Truppen die Maas-Linie weiter nördlich. Diese Marschbewegung erwies sich als entscheidend für die Überrumpelung der Niederlande. Sie brachte gleichzeitig das befestigte Gebiet Antwerpens in Gefahr. Die vollständige Besetzung der Niederlande durch die Nazis war eine Bedrohung Grossbritanniens. Sie hatte wenig oder gar keine Bedeutung für den entscheidenden Feldzug in Frankreich.

Auf diese Weise veränderte der Marsch durch Niederländisch-Limburg und Brabant die Kriegslage im Jahre 1914, als sich die Briten und Franzosen entschlossen, die Antwerpen-Namur-Linie

nach dem Beginn des deutschen Einmarsches zu besetzen. 1914 musste der rechte Flügel des deutschen Heeres bis Mons vorrücken, um die Hauptstreitkräfte des alliierten linken Flügels einzuholen. Im Jahre 1940 fanden die Deutschen Feindberührung schon am dritten Tage. Dadurch wurden die deutschen Nachschublinien sehr viel kürzer als 1914. Aber als der deutsche Generalstab annahm, die alliierten Streitkräfte im östlichen Belgien einschliessen zu können, um so ein Entkommen über Dünkirchen unmöglich zu machen, war er im Irrtum, da beide Seiten sich nicht schnell genug fortbewegten. Gleichgültig, ob die Alliierten in Belgien einrückten oder nicht, hätte ihre entscheidende Truppenbewegung ein Angriff vom Süden aus in die Flanke der Deutschen innerhalb der Ardennen sein müssen. Augenscheinlich hatte aber der französische Generalstab einen solchen Gedanken nicht in Erwägung gezogen. Warum? 1914 trug der Vormarsch der 4. französischen Armee in jener Richtung mehr dazu bei, den deutschen Vormarsch zu verlangsamen, als Joffre sich das zu jener Zeit vorstellte. Die deutschen Nachkriegsstudien zeigen dies ganz deutlich. Aber General Gamelin konnte 1940 nur mit neun britischen Divisionen rechnen. Wenn er die Antwerpen-Namur-Linie besetzt hätte, wäre die Unterstützung durch etwa ein Dutzend belgischer Divisionen hinzugekommen. So mag er wohl gezögert haben, zu einem Flankenangriff in den Ardennen anzutreten, wozu er wenigstens zehn erstklassige Divisionen benötigt hätte. Vielleicht erwartete er auch keine Bedrohung durch Panzer-Divisionen aus den Ardennen heraus. Die Ardennen stellen ein dicht bewaldetes, gebirgiges Gelände dar, das für den Durchmarsch von Panzer-Divisionen höchst ungünstig ist. Es gibt auch wenig Strassen in ost-westlicher Richtung. Bei Luftüberlegenheit auf alliierter Seite hätte in dieser Landschaft der Vormarsch von Panzer-Divisionen in einer deutschen Katastrophe geendet. Aber die Franzosen begingen den Fehler, die Lage weder in der Luft noch durch Bodentruppen sorgfältig aufzuklären. Die kleineren Abteilungen leich-

ter motorisierter Kavallerie, welche sie vorschickten, wurden durch die Deutschen mit Leichtigkeit zerstreut. So blieb der Vormarsch der schweren deutschen Panzer-Divisionen dem französischen Generalstab bis zur letzten Stunde unbekannt. Diese Nachlässigkeit des französischen Oberkommandos ist um so bemerkenswerter, wenn man sie im Lichte der Nachkriegsschriften des Generals Groener betrachtet. Er sah die scharfe Südschwengung der deutschen Armee in den Ardennen im Jahre 1914 als einen der schwerwiegendsten, verhängnisvollsten Fehler des Ersten Weltkrieges an. Seiner Ansicht nach hätte der westliche Kurs innegehalten werden müssen, um so eine allgemeine südwestliche Richtung des Hauptteils der deutschen Armeen, die durch Belgien marschierten, sicherzustellen.

In der Tat ist seine Aufzeichnung eines solchen Vormarsches eine Vorschau auf die gesamte Invasionsentwicklung im Jahre 1940. General Groener mochte nicht vorausgesehen haben, dass die Franzosen die Maasübergänge an fast den gleichen Punkten wie 1914 ungenügend schützten.

In Artikeln, die im Januar und Februar 1940 veröffentlicht wurden, sagte der militärische Korrespondent des «Le Temps» bereits voraus, auf welchen Hauptlinien der deutsche Vormarsch voraussichtlich erfolgen würde. Er stützte seine Vorhersage auf die grundsätzlichen Gedanken General Groeners, obschon er diese nicht klar verstanden hatte. Er nahm an, dass drei deutsche Heeresgruppen in Belgien einfallen würden. Die eine würde mit Panzer-Divisionen die Verteidigung des Albert-Kanals bezwingen, eine zweite würde langsam zwischen Luxemburg und Lüttich vorrücken, eine dritte, ebenfalls mit sehr starken Panzerstreitkräften, würde durch Luxemburg und die Ardennen die Maas erreichen. Er nahm weiter an, dass beide Flügel Gegenangriffen der französisch-britischen Truppen ausgesetzt würden. Die durch das französische Oberkommando getroffenen Vorkehrungen, einen Angriff der nördlichen Armeegruppen zurückzuwerfen, war zweifellos dieser Situation vollauf gewachsen. Der

Vormarsch der französischen Elitetruppen und einer oder zweier motorisierter Einheiten aus der Linie zwischen Lille und dem Kanal heraus war rechtzeitig angesetzt und gut organisiert. Aber das französische Oberkommando hatte die Möglichkeit des kühnen Vorrückens der deutschen Panzer-Divisionen längs der südlichen Strasse von Luxemburg nach Sedan parallel der Maginot-Linie in einem Abstand von oft kaum mehr als fünfzehn Kilometern nicht in Rechnung gestellt.

Sah das deutsche Oberkommando die Leichtigkeit, mit welcher seine Truppen die Maas südlich von Namur und bei Sedan überschreiten würden, voraus? Änderte dies das Gelingen seiner Pläne? Wir wissen es bis heute nicht. Wir wissen jedoch, dass der Vormarsch des gesamten deutschen Heeres in zwei Heeres-Gruppen eine Wiederholung der Irrtümer verhinderte, die im Jahre 1914 begangen worden waren mit dem Ergebnis mangelnder Zusammenarbeit zwischen der 5., 4. und 3. Armee und der Heeresgruppe des Generals von Bülow auf dem äussersten rechten Flügel. Die deutschen Befehlshaber waren 1914 überängstlich bezüglich der Möglichkeit eines französischen Gegenangriffs aus dem Süden heraus in die belgischen Ardennen hinein. Sie versuchten, dieser Gefahr durch einen taktischen frontalen Angriff zu begegnen. Mit der Schwenkung nach Süden vernachlässigten sie die zentrale operative Idee.

Im Jahre 1940 scheinen die Panzer- und motorisierten Divisionen unter einem einheitlichen Kommando innerhalb jeder der beiden Heeresgruppen operiert zu haben. Diese Einrichtung vor allem, nicht nur die tadellose Zusammenstellung und die neue Taktik dieser modernen Kavallerie-Einheiten, war massgebend für die entscheidenden Erfolge.

Zwischen den Ardennen und der Seine ist offenes Land, ebenso zwischen Maas und dem Raum um Abbeville. Beide Gebiete bieten geradezu ideale Bedingungen für selbständig operierende mechanisierte Divisionen ... Was nach der schnellen Vernichtung der Heeresgruppe des General Corap sich in den nächsten

beiden Tagen abspielte, ist noch nicht in allen Einzelheiten bekannt. Die einzige Möglichkeit für die Alliierten sich zu fangen war, fast um jeden Preis sich aus Belgien auf den Unterlauf der Somme zurückzuziehen und gleichzeitig aus dem Raum um Verdun die Flanke der deutschen Heeresgruppe, die direkt auf Laon vorging, in Richtung auf Rethel anzugreifen. Die erstere Bewegung würde das Risiko eingehen, das ganze britische Expeditionskorps mattzusetzen. Dem Flankenangriff fehlte zur Durchführung der Rückgriff auf die Armee-Reserven. Nur die zwei Panzer-Divisionen, die südlich Montmedy in Reserve standen, hätten dem deutschen Vormarsch einen empfindlichen Schlag versetzen können. Die Unfähigkeit des französischen Oberkommandos, eine dieser Truppenbewegungen durchzuführen, hätte, zumindest am 24. Mai, vierzehn Tage nach Beginn des deutschen Angriffs, die Staatsführung überzeugen sollen, dass verzweifelte Entscheidungen notwendig waren. Der Plan des Grafen Schlieffen sah vor, dass die deutschen Heeresgruppen in voller Stärke die Abbeville-Verdun-Linie am siebzehnten Tage nach Beginn des Krieges erreichen sollten. Im Jahre 1940 hatten motorisierte Divisionen, obgleich die Hauptmasse des deutschen Heeres die Abbeville-Verdun-Linie, wie der Schlieffen-Plan vorsah, nicht erreichen konnte, bereits jene Linie überschritten und grosse Teile der alliierten Streitkräfte abgeschnitten. Die Franzosen ersetzten am 19. Mai 1940 General Gamelin durch General Weygand. Selbst in der Wahl des Augenblicks, das Oberkommando auszutauschen, hatten sie Pech. Der Wechsel brachte einen vier Tage währenden Stillstand in der Operationsplanung in einem entscheidenden Augenblick, und die dadurch verlorene Zeit wurde niemals wieder aufgeholt. Als General Weygand endlich in der Lage war, neue Befehle zu erteilen, war es bereits zu spät, um den linken französischen Flügel auf die untere Seine zurückzuziehen. Die Somme-Aisne-Montmedy-Linie war effektiv die kürzeste Verteidigungslinie. Aber als es General Weygand nicht gelang, die Deutschen am 25. Mai aufzuhalten, blieb nur ein

Weg übrig, sich auf der ganzen Front auf die Linie Loire-Dijon-Belfort zurückzuziehen. Das aber hätte bedeutet: Paris und die Maginot-Linie mit ihrer gewaltigen Massierung unbeweglicher Artillerie zu opfern. Solch ein langer Rückzug hätte auch eine katastrophale Auswirkung auf die französische Moral gehabt. Aber man hatte nur die Wahl zwischen sicherem Unglück und möglichem Überleben. Es hätte sich gelohnt, das Risiko einzugehen. General Weygands Entscheidung, seinen neuen Standort an der Seine zu nehmen, liess den möglichen Vorteil der Maginot-Linie für Frankreich zu einem Nachteil werden. Nach der Belgischen Kapitulation und dem Entkommen der britischen und französischen Streitkräfte über Dünkirchen, wenn auch ohne ihre Ausrüstung, ging der weitere Vormarsch der deutschen Heeresgruppen genau im Einklang mit dem Schlieffen-Plan ideal vor sich, wie er durch General Groener entwickelt war.

Die französische Entscheidung, an der Linie Seine-Oise-Verdun endgültig Halt zu machen, kam, wie bereits erwähnt, zu spät. General Groener glaubte, dass unter den gleichen Bedingungen wie 1914 selbst die Marne-Linie zu halten gewesen wäre. Er sah eine Schwenkbewegung des deutschen rechten Flügels voraus, südlich und südöstlich durch Dreux und Chartres, dann ostwärts, um Paris von Orleans abzuschneiden. Wenn die Deutschen die Gesamtmasse der französischen und britischen Truppen an den Kanalhäfen zur Kapitulation durch Umzingelung hätten zwingen können und nicht nur die militärische Ausrüstung erbeutet hätten, wäre der Krieg wahrscheinlich schon im letzten Sommer entschieden worden. Man sollte aber nicht die Befehlshaber der französischen Armeen schmähen oder die Tapferkeit der einfachen Soldaten leugnen, deren Leistungen zu den heroischsten Taten der Geschichte zu rechnen sind. Frankreichs Niederlage war nicht vom französischen Heer verschuldet worden, sondern in erster Linie durch die Pariser Politik in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Die kommenden Ereignisse werden zeigen, ob der englische Kanal eine «zweite Marne» sein

wird und ob Frankreich noch durch den Widerstand Grossbritanniens gerettet werden kann.»

Soweit Brünings vergleichende Analyse der Kampfhandlungen von 1914 und 1940 an Hand der bei der Niederschrift 1941 vorliegenden Heeresberichte und Tageskommentare des Blitzkrieges in der Auslandspresse.

Auch in Frankreich waren die Ansichten über den Nutzen der Maginot-Linie für die Landesverteidigung vor dem Kriegsausbruch 1940 geteilt gewesen. De Gaulle, gepriesen als der führende Theoretiker der mobilen Panzer-Kriegführung – ein Ruhm, der dem General J. B. Etienne gebührt, der seit 1921 vergeblich die Vorbereitung für den Panzerkrieg der Zukunft verlangte – trat diesem Kameraden in der «Revue Militaire» am 1. September 1925 entgegen: «Politiker und Militärs haben aus der Vergangenheit für die Zukunft die Lehre zu ziehen, dass der Widerstandswille der Bevölkerung wächst, wenn ständige Befestigungsanlagen im eigenen Lande vorhanden sind.» Diese These wurde vom Kriegsminister Maginot fast wörtlich benutzt, um den Bau des nach ihm benannten Festungsgürtels durchzusetzen, der Ende der 20er Jahre begonnen und 1936 fertiggestellt wurde. Noch Ende Januar 1940 beschwor de Gaulle in einer Denkschrift die Unüberwindlichkeit der Maginot-Linie: «Mit seiner schwachen Luftmacht und den sehr leichten Panzerwaffen, die das Reich gegenwärtig ins Gefecht führen kann, wird der Feind niemals den französischen Widerstand brechen, der durch die Befestigung gestützt wird.»

Ich wurde bei dem Berliner Staatsbesuch 1931 von dem Ministerpräsidenten Laval und dem Aussenminister Briand im September 1931 in ein längeres Gespräch gezogen und von Briand dabei vor die Frage gestellt: «Was halten Sie von der Maginot-Linie?» Ich antwortete: «Man geht im Angriff oben hinüber oder an den Seiten vorbei. Schade um den Beton, der nutzlos in der fruchtbaren Erde verbaut ist und ein falsches Gefühl der Sicherheit wecken wird.» Briand wandte sich erregt zu Laval:

«Wir müssen Herrn Treviranus nach Paris zu einem Frühstück mit dem Sergeanten einladen! Auf uns hört er ja nicht!» Es kam nicht zur Einladung. Maginot starb im Januar, Briand im Juni 1932.

Der «Retter von Verdun» im Ersten Weltkrieg, Marschall Pétain, opferte seine Reputation für den Versuch, den Zusammenbruch seines Volkes nach der Niederlage 1940 auch unter einem Zwangsvergleich mit Hitler in Grenzen zu halten und blutiger Ausrottung zu wehren und wie Hindenburg und Groener mit den in Versailles herrschenden Gestalten zu paktieren in der Hoffnung einer nationalen Befreiung von äusserem Druck.

De Gaulle hatte als Rufer zum Widerstand aus sicherem Port unter Schutz der Alliierten gut reden und abwarten, bis ihm, ausser Schussweite, die Alliierten die Befreiung der Heimat auf dem Teller servieren konnten. Das Scherbengericht über den alten Patrioten bleibt ein Fleck auf dem Ehrenschild des französischen Volkes. Das Ansinnen an die Schweiz um Auslieferung, nachdem die deutsche Besatzungsmacht ihn dorthin in das Asyl entlassen hatte und die Verhaftung des greisen Marschalls beim Betreten des Heimatboden war ein Bubenstreich des «Befreiers», der ohne die Niederringung Hitlers durch Grossbritannien und die USA vermutlich Frankreich nie wieder hätte betreten können.

Das gleiche gilt für de Gaulles Entscheidung, Pierre Laval, den ehemaligen Ministerpräsidenten in der Vichy-Zeit, zum Tode verurteilen zu lassen. Brüning bestätigte unter dem 3. Januar 1950 in einem Antwortbrief auf die Zusendung der Sammlung «Geheime Dokumente des Reiches» der Familie des Grafen de Chambrun, Schwiegersohn Lavals, die lautere Gesinnung des französischen Patrioten, der eine Aussöhnung zwischen den Nachbarn angestrebt hatte, um neue Katastrophen-Kriege zu verhindern: «... Hierzu musste Laval Rücksicht auf die Zusammensetzung der Parlamentskoalitionen nehmen. Ich stand unter gleichem Zwang. Wir erörterten ganz offen diese Nöte . . . Wenn

er sich genötigt fühlte, eine schärfere Tonart gegenüber Deutschland in der Öffentlichkeit anzuschlagen, gab er mir über den Fernsprecher Gelegenheit, zu den einzelnen Passagen Einwände vorzubringen, um mich nicht in Verlegenheit zu bringen bei meinen Bemühungen und um unsere gemeinsame Befriedungsarbeit auf meiner Seite nicht zu gefährden in der öffentlichen Meinung durch Oppositions-Reaktionen ...

Laval war einer der wenigen europäischen Staatsmänner, der im Sommer 1931 das Wachstum des Nazismus richtig voraussah. Er benutzte aber nicht wie andere Politiker des Auslandes diesen Vorrang, um sich bei den Nazis anzubiedern und sie zur Opposition zu ermuntern, die sich ohne Mitverantwortung für das Schicksal ihrer Heimat dann später als grosse Patrioten feiern liessen ...» Während des Polen-Krieges hielten am Westwall nur 35 deutsche Divisionen die Wacht am Rhein, weniger als 900'000 Mann Veteranen und Rekruten, nur zu einem Drittel gefechtsklar, ohne Luftaufklärung, nur 50 Panzer, der Westwall an vielen Stellen nicht ausgebaut. Gegenüber standen 103 Divisionen, über 4 Millionen Mann mit zehnfacher Artillerie, 300 Panzern und über 700 Jagdflugzeugen. Dass Frankreich und England die nie wiederkehrende Möglichkeit im Herbst 1939, den von der deutschen Generalität gefürchteten Angriff gegen den Westwall nicht nutzten, blieb für alle Sachverständigen ein Rätsel. Die Franzosen nannten den Krieg ohne Frontkampf den «drolligen Krieg», weil kein Schuss gewechselt wurde, nachdem die Generalmobilmachung mit der Kriegserklärung nach dem Überfall auf Polen verordnet war.

8.

Über den Krieg in Russland

Unter dem Titel «Politik und Strategie im Krieg in Russland: General Winter greift ein!» brachten die «Foreign Affairs» im Juliheft 1942 den letzten der Aufsätze aus Brünings Feder. «Politische und strategische Planung bleiben immer noch in Abhängigkeit vom Kriegsglück. Strategische Initiative kann stets paralysiert werden durch unvorhergesehene Zufälle ... Das mag der Grund sein, weshalb Hitler den sehr harten Winter von 1941/42 verantwortlich machen liess für den fatalen Verlust der Angriffsmöglichkeit in Russland, obschon auch andere Gründe mitsprachen. Gewiss war der Winter in Nordost-Europa der kälteste seit mehr als 150 Jahren. Ausserdem trat er ein bis zwei Wochen früher auf als üblich und lähmte nicht nur Mannschaften und Pferde. Die Physiker können die Wirkungen beschreiben, die Kältegrade von 50 oder 60 Grad unter Null auf synthetischen Gummi, Treibstoff und Ersatzmetalle haben. Dass die Folgen ernst waren, geben deutsche Stellen zu. Aber es ist auch eine Tatsache, dass der deutsche Vormarsch Mitte November den weitesten Punkt erreicht hatte, den man mit Sicherheit halten konnte aus den Gründen, die ich im vorigen Aufsatz vor einem halben Jahr ausführte: Kälte war eine Erschwerung, aber nicht ausschlaggebend. Die deutsche Nachrichtensperre verschweigt dies. Die russische Propaganda tut das ihrige in der Aufbauschung von Gefechten zu grossen Siegen und Verlusten für den Gegner. Beide Diktatoren versuchten, die Moral in der Heimat zu polstern. Der deutsche Generalstab musste wissen, welche Risiken im russischen Raum im Winter lauerten. Die vorsichtige Wortfassung der Heeresberichte aus dem Grossen Hauptquartier über die Zwillingschlachten Vyasma und Bryansk Mitte Oktober und über Rundstedts Vormarsch zum Donez-Bogen unterschied sich deutlich von einem Pressebericht Dietrichs, des persönlichen Pressereferenten Hitlers. Goebbels musste dies richtigstellen, wahrscheinlich auf Druck der Militärs ... Die Sprecher der Heeresleitung in Berlin bereiteten seit Anfang November allmählich die Öffentlichkeit darauf vor, dass Klima und Raum weiterem Vordringen eine Grenze setzen würden ...

Schon Ende Oktober sprach man in Berlin davon, dass Schnee und Graupelschauer die Operationen behinderten. Scharnhorst hatte 1811 und 1812 den Offizieren im Kreise um Gneisenau, Wolzogen und Clausewitz, die Weiträumigkeit des russischen Reiches als ausschlaggebenden Faktor für jeden Angreifer in einem Kriege mit Russland eingehämmert. Jeder preussische Generalstabsoffizier hatte in den letzten hundert Jahren das Clausewitz-Buch ‚Der Feldzug von 1812 in Russland‘ lesen müssen. Zweifellos ist Tuchatschewskis strategische Generalidee von Zeit und Raum in seinem grossen Befestigungssystem von Clausewitz beeinflusst worden. Gewiss haben seit der Clausewitz-Zeit Eisenbahn- wie Motortransportwesen sowie die Zusammenarbeit der Operierenden am Boden wie in der Luft revolutionäre Veränderungen in der strategischen Bewertung von Zeit und Raum und der menschlichen Durchhaltekraft auch in Russland erzwungen, wie sie General Groener auch auf das relativ kleine Land Frankreich angewendet hatte ...

Es ist jetzt im Frühjahr 1942 möglich, die konstruktiven Einfälle des strategischen Genies Tuchatschewski und seiner Mitarbeiter voll zu würdigen, obschon sie von Marschall Budjonny und anderen Dilettanten verwässert oder pervertiert wurden ... Die Russen können ‚Raum gegen Zeit‘ verkaufen. Aber sie brauchen Zeit, um die Streitkräfte zur Verteidigung von Moskau und den Industrievieren der Ost-Ukraine zu versammeln ... Lenin las im Exil Clausewitz und war begeistert. Mit seiner genialen Begabung, alles zu vereinfachen, erfasste er das Wesentliche der Clausewitz-Konzeption. Diese baute Tuchatschewski in ein Verteidigungssystem ein, das zu seiner Zeit jeder anderen Konzeption technisch weit voraus war. In diesem Schema war Leningrad nur ein isolierter vorgeschobener Posten von nicht entscheidender Wichtigkeit. Das bewaffnete Heerlager Moskau – rund 560 km im Umkreis – war durch weitgestreckte Wald- und Sumpfgelände geschützt, nicht nur nach Nord-Westen, sondern auch nach Norden, Nord-Osten und Osten bis

zum Oka-Fluss zwischen Kolomna und Ryazan. In dem Ring der Städte, die Moskau umgeben, waren genügend Rüstungs- und Zubringerindustrien für einen langen Krieg aufgebaut, in der Voraussetzung der Anlieferung von Kohle, Stahl und Öl von Osten oder aus der Ukraine. Es musste daher die Frage, wie die Ukraine zu schützen war, an allererster Stelle der Tuchatschewski-Planung stehen. In seinem grossartigen Verteidigungsplan war daher Kiew der Angelpunkt.

Die Stalin-Linie von Kiew so stark wie möglich zu besetzen, war daher richtig und notwendig. Aber die Aufstellung beträchtlicher Streitkräfte westlich von der Stalin-Linie selbst, wie es jetzt geschah, war ein schwerer Fehler. Er machte den Plan völlig unbrauchbar. Ein zweiter Fehler war, die Dnjepr-Linie unmittelbar südlich von Kiew zu entblößen und Streitkräfte weiter südlich bei Dnjepropetrowsk, dem Brückenkopf des Donezbeckens, zu konzentrieren. So konnte Rundstedt leicht den Dnjepr bei Cherkassy überschreiten. Das erlaubte Bock und Rundstedt, ihre Truppen östlich von Kiew zu vereinigen und die Gegner aufzurollen, die den Bahnweg aus der Ukraine nach Moskau decken sollten. Die Russen haben weder Tuchatschewski noch Clausewitz' Verständnis für Grossraumstrategie.

Eine Clausewitz-Warnung gilt für alle Pedanten in Uniform: ‚Wer Krieg führen oder planen muss, darf sich nicht durch das, was er im Schrifttum fand, belasten. Massgebend ist nur das eigene Denken. Wenn er mit formulierten Plänen antritt, die nicht aus dem Zusammenstoss mit der Realität, nicht von seinem eigenen Fleisch und Blut geboren sind, dann werden die Ereignisse das ganze Kartenhaus zerstören, noch ehe es fertig ist.‘

Am 16. Oktober 1941, vier Monate nach Kriegsbeginn, war der Kern der russischen Streitmacht an der europäischen Front gebrochen. Es war ein lebenswichtiger Gewinn für die deutsche Streitmacht, aber errungen durch ungeheuere Opfer. Die Wehrmacht war erschöpft und litt unter Treibstoffmangel. Doch ihre Leistung im Süden wie vor Moskau hatte einen politischen

Zweck erreicht: die Verlegung russischer Reserven vom Fernen Osten. Das gestattete Japan in den Krieg einzutreten ohne Sorge vor Russlands Gegenwehr. Am 7. Dezember 1941 griffen die Japaner im Überfall auf die US-Flotte Pearl Harbour an. Hitler übernahm nach diesem Triumph den Oberbefehl persönlich und nun auch die volle Verantwortung für Sieg und Niederlage. Der Rückzug der deutschen Truppen hatte bereits in der dritten Novemberwoche begonnen, als die Panzer-Divisionen weiter gegen Moskau als Deckung demonstrierten. Eine Million Mann und 13 Panzer-Divisionen über 110 bis 220 Meilen zurückzuführen, war für alle Führungskräfte eine ungeheuere Beanspruchung. Der russische Heeresbericht bezifferte die deutschen Verluste auf dem Vorstoss gegen Moskau und dem Rückzug in die endgültige Verteidigungsstellung auf 130'000 Gefallene. Die Truppen waren nicht für diesen Winter eingekleidet.

Wer kann sich ausmalen, was die deutschen Soldaten im zugefrorenen Sumpfbgebiet rund um Staraya-Russa an den Rändern der unwegsamen Wälder und des Tundra-ähnlichen Geländes auszuhalten hatten? Dort hört man kaum ein anderes Geräusch als das leichte Säuseln fallenden Schnees, das Krachen der Äste unter der Last der Kälte oder das peitschende Brausen des Windes. Offiziere wie Mannschaften müssen ständig gegen die Versuchung kämpfen, in Schlaf zu fallen vor Kälte, Schnee und Erschöpfung. Für einen Angriff brauchte man gefrorenen Schnee oder Skier. Verwundete konnten kaum gerettet werden.

Die Deutschen können ihren jetzigen Stand in Russland nicht unbegrenzt halten, einerlei ob sie mit einer zweiten Front auf dem europäischen Festland zu rechnen haben oder nicht. Wenn sie keinen Separatfrieden erhandeln können, müssen sie sich mit dem ewig gleichen Problem der Weiträumigkeit Russlands befassen, das schon Napoleon bedrängte . . . Wenn sie sich entschliessen, sich nach Osten zu wenden, so müssten sie den Kaukasus einnehmen und noch in diesem Jahr die alliierten Stellungen im Nahen Osten bedrohen oder England selbst einen Schlag

versetzen. Sonst werden sie die strategische Vorhand verlieren, die ihnen hauptsächlich die bisherigen Erfolge eingebracht hat...»

Diese Analyse Brünings konnte damals sich nur aufbauen auf seinen kriegsgeschichtlichen Studien und den mageren Nachrichten, die Heeresberichte von den Fronten vermittelten. Der junge russische Marschall Tuchatschewski verdient auch auf russischer Seite eine Würdigung, wie sie ihm Brüning unvoreingenommen gab. Der russische Historiker Arnold Rubinstein, der mir in den Jahren 1945 bis 1948 in New York als Freund Valeriu Marcus ein sehr verlässlicher Mentor in russischer Geschichte wurde, war in Berlin ein Vertrauensmann Tuchatschewskis gewesen. Er bestätigte das tragische Ende des jungen Marschalls, der auf Stalins Befehl im Februar 1937 verhaftet und mit zehn Generalkameraden am 11. Juni wegen angeblichen Hochverrats ohne Gerichtsverfahren erschossen wurde. Sein Aufstieg sei phänomenal gewesen:

«Als 21 jähriger Gardeleutnant geriet er im Winter 1915 in deutsche Gefangenschaft, entkam nach fünfmaligen Fluchtversuchen und erreichte am Vorabend der Oktober-Revolution von 1917 die Heimat. Er schloss sich aus patriotischen Gründen den Bolschewiken an. Er wurde mit kaum 26 Jahren Befehlshaber der 6. Armee im Krieg gegen Koltschak und die Weissgardisten, mit 28 Jahren Befreier Leningrads im Aufstand der Kronstadter Matrosen, Gründer der Kriegsakademie der Roten Armee in Moskau und mit 42 Jahren Generalstabschef.» Angeblich hatte Tuchatschewski wie andere Generale Kenntnis von der früheren Tätigkeit Stalins als Spitzel der zaristischen Polizei erhalten und sich in Unterhaltungen über die Ablösung Stalins eingelassen. Die spätere Geschichtsschreibung in der UdSSR hat das Dunkel der Tragödie der Generale nicht gelüftet, aber festgestellt, dass die Schuld am «Wunder an der Weichsel», in dem die polnische Armee vor Warschau der Roten Armee eine schwere Niederlage bereitete, von russischer Seite nicht der Führung

Tuchatschewskis noch dem Eingreifen französischer Generalstäbler unter General Weygand zuzuschreiben sei, sondern, wie der gestürzte Marschall in seinen Schriften als Lehrer an der Kriegsakademie nachwies, dem Ausbleiben der Reiterarmee Budjonnys und Woroschilows, der Kameraden, die 1937 als Kronzeugen Stalins gegen ihn auftraten.

Marschall Schukow, massgeblich für den Einzug der Sowjetarmee in Berlin und verantwortlich für die Einrichtung der sowjetischen Besatzungszonen-Verwaltung, schreibt in seinem Erinnerungsbuch: «Ohne Zweifel hat die Sowjetunion während des Krieges für die gesamte Volkswirtschaft wichtige Maschinen, Ausrüstungen und Materialien bezogen. Die USA und Grossbritannien lieferten mehr als 400'000 Kraftwagen, dazu Dampflokomotiven, Treibstoff und Fernmeldematerial. Aber hat das etwa entscheidend den Verlauf des Krieges beeinflussen können? Ich habe bereits erwähnt, welche Dimensionen die sowjetische Industrie in den Kriegsjahren angenommen hatte, die Front und Hinterland mit allem Nötigen versorgte. Es erübrigt sich, das noch einmal zu wiederholen.»

Historiker der Nachkriegszeit in Russland und im Ausland sind zu dem Schluss gekommen, dass nicht nur die ausreichende materielle Versorgung während des Weltkrieges 1941 bis 1945 das Durchhalten der russischen Völker ermöglichte und sinnlose Blutopfer auf beiden Seiten forderte, sondern die «fiebrige Hand» des Vabanquespielers Hitler, der immer wieder die Kampfkraft der deutschen Wehrmacht verfledderte, sowohl im Drauflosstürmen bis an die Wolga und zum Kaukasus – mit den nicht eroberten Bastionen von Leningrad und Moskau im Rücken –, als auch mit der These: «Kein Fussbreit besetzten Gebietes, kein Grabenstreifen darf preisgegeben werden!»

Den stärksten Auftrieb für die Befestigung des Verteidigungswillens des russischen Volkes jedweder Herkunft, das in weiten Teilen bereit war, die deutschen Truppen als Befreier von roter Diktatur zu begrüssen, hat das Schreckensregiment der braunen

Statthalter und ihrer Trabanten, bei dem sic irrige Rassen-
theorie der Ungebildeten Orgien feierte, herbeigeführt.

Der unglückselige «Kommissar-Befehl» vom 6. Juni 1941 des
OKW verlangte unmenschliches Verhalten von jedem einzelnen
Angehörigen der Wehrmacht. Ursprünglich sollte die SS die Exe-
kutionen durchführen und die Wehrmacht nur einspringen, wenn
Hitlers Einsatzeinheiten Unterstützung verlangten. General-
feldmarschall von Bock, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe
Mitte, protestierte sofort gegen diesen Befehl, weil die Ermäch-
tigung für jeden Soldaten, nach Laune wehrlose Fremde umzu-
legen, zur Anarchie im Heere hätte führen müssen. Feldmar-
schall von Rundstedt verbot die Ausführung in seinem Armee-
bereich. Aber der Sprecher Hitlers im OKW, Generalfeldmar-
schall Keitel, unterstrich seine Übereinstimmung mit dem Füh-
rer, als der Abwehrchef, Admiral Canaris, die Zurücknahme des
Erlasses verlangte. In der Truppe gab es zur Ehre des deutschen
Volkes ungehorsame Unterführer. Aber in den Richtlinien des
Armeeoberkommandos 6 vom 10. Oktober 1941 hiess es:
«... Fern von allen politischen Erwägungen der Zukunft hat der
Soldat zweierlei zu erfüllen: die völlige Vernichtung der bol-
schewistischen Irrlehre, des Sowjetstaates und seiner Wehrmacht
und zweitens die erbarmungslose Ausrottung artfremder Heim-
tücke und Grausamkeit und damit die Sicherung der deutschen
Wehrmacht in Russland. Nur so werden wir unserer geschicht-
lichen Aufgabe gerecht, das deutsche Volk von der asiatisch-
jüdischen Gefahr ein für allemal zu befreien.»

Da die Moskauer Regierung im Juli 1941 über die Schutzmacht
Schweden mitteilen liess, dass sie sich an die Kriegsregeln der
Haager Vereinbarung von 1907 gebunden erachte, wurde Hit-
lers Ausrede für sein völkerrechtswidriges Verhalten, Russland
habe sich an der Genfer Konvention für den Schutz der Kriegs-
gefangenen nicht beteiligt, hinfällig.

Dass sich die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg so
lange behaupten konnte, begründet Liddell Hart, der britische

Militärhistoriker, mit ihrer Panzerstrategie. «Guderian begünstigte von Anfang an den strategischen Gebrauch der Panzerkräfte – einen tiefen Einbruch in die fehlende Front, ohne sich um eine mögliche Bedrohung der eigenen ungeschützten und weitausgedehnten Flanken zu kümmern. Aus diesem Grunde wollte er alle Hilfskräfte der Panzertruppen wie Infanterie, Artillerie, Werkstätten auf gleiche Weise auf Raupenketten befördern und den Nachschub wie Öl, Munition, Lebensmittel organisch mit den kämpfenden Truppen verschmelzen. Dann wären sie in der Lage, den Panzerkern zu begleiten, mit ihm Schritt zu halten, bis sie sich mit ihm verschmolzen und die Heeresgruppe über einen Nachschub für drei bis fünf Tage verfügte.» Erst als die deutschen Armeen im Juli 1944 aus Russland herausgetrieben waren und die Front zusammenbrach, berief Hitler Guderian zum Chef des Generalstabs, behandelte ihn jedoch wie die Vorgänger Beck, Haider, Zeitzier wie Techniker für die Organisation und als Befehlsempfänger! Als Guderian vor jeder Offensive im Westen im Winter 1944 warnte wegen des Risikos eines Kräfteverschleisses angesichts der prekären Lage an den Ostfronten, liess ihn Hitler abfahren («Sie brauchen mich nicht zu belehren. Ich habe seit fünf Jahren die deutschen Heere im Felde geführt und in dieser Zeit soviel praktische Erfahrungen gesammelt, wie sie die Herren im Generalstab nie sammeln können. Ich habe Clausewitz und Moltke studiert und alle Aufmarschpläne Schlieffens gelesen, ich bin besser im Bilde als Sie!»)

Guderian fuhr fort, Hitler ungeschminkt die katastrophale Ostheer-Lage vorzuhalten: «Unsere Ostfront ist wie ein Kartenhaus. Wird sie an einer einzigen Stelle durchbrochen, so fällt sie zusammen. Wir haben jetzt dort nur noch zwölfteinhalb Divisionen als Reserve. Das ist natürlich viel zu wenig für eine Front von 1200 Kilometer.»

Himmler, den Hitler inzwischen mit dem Oberbefehl über den kritischsten Teil der Ostfront betraut hatte, nahm dem Führer

die Antwort ab: «Ich glaube nicht, dass die Russen überhaupt angreifen. Das ist alles nur ein Riesenbluff. Die Zahlen Ihrer Abteilung ‚Fremde Heere Ost‘ sind masslos übertrieben. Mein lieber Herr Generaloberst, Sie machen sich viel zu viele Gedanken. Im Osten wird nichts passieren.»

Letzten Endes hatte Stalin – nach monatelangem Tauziehen – nicht mit Grossbritannien und Frankreich sondern mit den Nazis am 23. August 1939 paktiert. Hitler lieferte seinen unschlüssigen Generalen den Beweis, dass die Gefahr eines Zweifrontenkrieges beseitigt sei. Als Polen unter den heftigen Schlägen zusammenbrach, die ihm der in jeder Hinsicht überlegene Eindringling beibrachte, vor allem durch die Missachtung moralischer Beschränkungen im totalen Krieg, beteiligte sich Stalin, als der Totschlag in Sicht war, am Raubzug und besetzte die Osthälfte Polens. Mehr als eine Million polnischer Männer, Frauen und Kinder wurden durch die Sowjets in die Arktis und nach Sibirien in Gefangenenlager verschleppt. Russland erlaubte nicht nur den Transport von Rohmaterial und Soyabohnen aus der Mandschurei an Hitler, sondern lieferte den Nazis auch Baumwolle, Manganerze, Roheisen, Öl und Futtermittel im Rahmen eines Handelsvertrages. Russische und Comintern-Propaganda stimmten in den Goebbels-Chor ein. Die Griechen wurden beschuldigt, Mussolinis Angriff auf Albanien und Griechenland provoziert zu haben. Die Comintern wies alle Satellitenländer an, in den Kriegsindustrien auf langsame Fahrt zu gehen. Was auch immer die UdSSR aus der kurzlebigen Allianz mit Hitler gewonnen hatte, ging durch den hinterhältigen Überfall des Partners im Juni 1941 verloren. Als Russland sich den Alliierten anschloss zur Verteidigung seiner eigenen Interessen, floss der Strom der «Leih- und Pacht»-Lieferungen der USA trotz des guten Willens in Washington zunächst nur spärlich, da die Versorgungslinien verteidigt und unter hundert Risiken aufgebaut werden mussten und die Vereinigten Staaten nur allmählich ihre Wirtschaft auf Kriegsproduktion umstellen konnten. Es gab einige

Missdeutungen des Wertes dieser USA-Hilfe für die UdSSR innerhalb und ausserhalb von Russland, als sich in die Diskussionen über eine zweite Front in Frankreich mit Überquerung des Englischen Kanals Bitterkeit auf russischer Seite über die Verzögerung diese Entscheidung in Washington mischte.

Die Sowjetführung war stolz darauf – damals wie heute –, dass sie für Rüstungszwecke nie eine Etat-Beschränkung verlangt hatte. Während in anderen Heeren die Kavallerie nach langatmigen Debatten «Pferd oder Motor» als antiquierte Waffe galt, gab es kombinierte Pferde- und Motor-Streitkräfte als die natürlichste Lösung bei dem russischen Klima. Was auch den Kosaken und Kirghisen an allgemeiner Bildung fehlen mochte, sie hatten gelernt zu reiten, jedes Gelände militärisch auszunutzen und zu schiessen.

Die Feld-Dienst-Ordnung von 1937, welche die modernen russischen operativen und taktischen Grundsätze festlegte, war durch die deutsche Militärwissenschaftliche Rundschau (Nr. 3, 1938) als «höchst modern und zeitgemäss» gepriesen worden. Verteidigung nach vorn, in der Abwehr Zoll um Zoll ein Weissbluten des Feindes zu erzwingen, durch überraschende Gegenangriffe im Wechsel mit flexiblem Ausweichen nach hinten mit laufender Störung und Unterbrechen der rückwärtigen Nachschublinien des Feindes, das war die berühmte Clausewitzsche Theorie einer mobilen Verteidigung. Clausewitz, der mit vielen anderen preussischen Offizieren 1806 in russische Dienste eingetreten und während des Feldzuges 1812 Chef des Stabes im Kavalleriekorps Graf Pahlen war, beeinflusste in hohem Masse die russische Strategie und Taktik gegen den Einfall Napoleons. Seine strategischen Ideen in Anpassung an das Klima Russlands haben ihm einen dauernden Platz unter den Grossen in der Kriegsgeschichte gesichert.

Die Russen räumten dem Einsatz von Panzern die erste Stellung in der Rüstung bereits im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ein, lange bevor der britische General Fuller und de Gaulle

sich für diese Waffenentwicklung einsetzen. Während es Walter Christie nicht gelang, Verständnis bei dem USA-Waffenamt zu finden, kauften die Russen seine Patente 1931 und erreichten den ersten Platz im Zweiten Weltkrieg. Die Grenze der Verwendung von Panzern zeigte sich allerdings in den erschreckend hohen Ausfallziffern, der Abhängigkeit von umfangreichen Versorgungszügen und beweglichen Reparatur-Stationen. Bis zu einem Drittel der Panzergeschwader musste im Wochendurchschnitt aus der Frontlinie gezogen werden. Panzer und Eisenbahnzüge sind alle gleichmässig verletzbar durch Tiefflieger und Partisanenkrieg im rückwärtigen Gelände. Die Russen waren aber erfinderisch in der Kriegszeit und entwickelten gepanzerte und schwerbestückte Flugzeuge als Gegenwehr.

Rapallo eröffnete eine Periode der Gemeinschaftsarbeit zwischen Deutschland und Russland, die sich auf das militärische Gebiet von 1922 bis 1929 übertrug. Eine Delegation von Generalen und Ingenieuren besichtigten das Gelände und errichteten ein Verbindungsbüro in Moskau im Mai 1922. Deutsche Offiziere überwachten die Fertigung von Flugzeugen, Chemikalien, Kriegsvorräten und Handgranaten. Als Gegenleistung wurde erlaubt, dass deutsche Flieger auf russischen Flugplätzen durch deutsche Instrukteure geschult wurden. Zahllose Studierende der Roten Armee kamen nach Berlin, um Militärwissenschaft zu studieren. Junkers-Dessau, der Pionier der Metall-Flugzeug-Herstellung, errichtete eine Zweigfabrik in Moskau für eine Jahresproduktion von 600 Flugzeugen, fand aber die Arbeitsbedingungen nicht günstig genug und schloss den Betrieb noch 1925. Das deutsche Heer hatte einen gesunden Respekt vor den russischen Steppen und dem militärischen Potential des Nachbarn. Wie Napoleon 1812, so spielte und verlor Hitler. Russland musste entweder mit blitzartiger Geschwindigkeit unterworfen oder in Sibirien erobert werden. Dies ist, wenn überhaupt möglich, gewiss in einem Zweifrontenkrieg unmöglich. Der Blitzkrieg, ein Lieblingsthema der russischen Strategie, ist fehlge-

schlagen. Das Ende wird die Niederlage sein. Es bleibt das Rätsel zu lösen, warum die weisen deutschen Generale dem höhnischen Gefreiten erlaubten, ihr besseres Urteil zu verwerfen. Wenn das russische Heer den Stand in der Ausrüstung nicht erreichte, den die militärischen Führer für 1935 verplant hatten, so lag dies nur an den zaghaften Zuweisungen im Sowjet-Budget. Diese Flaute hatte bei der Generalität Kritik gefunden, die in der Sowjetpartei Zustimmung fand. Die Kritiker gingen so weit, an die Beseitigung stümperhafter politischer Funktionäre zu denken. Da griff Stalin ein. Am 1. Juni 1937 fielen die führenden militärischen Köpfe. Tuchatschewski, mit dem Marschallstab ausgezeichnet, wurde von einem Exekutions-Kommando von seinem Posten als Chef des Stabes des Heeres und Vize-Verteidigungskommissar beseitigt neben rund 1'200 Offizieren und Unteroffizieren in den Provinzgarnisonen.

Es ist behauptet worden, dass die Gestapo und das ehemalige Zweite Büro des französischen Generalstabes belastende Beweismstücke zur Verfügung gestellt hätten. Tuchatschewski hatte eine unverhüllte berufliche Bewunderung für das Werk seiner Clausewitz-Studiengenossen. Um eine engere Zusammenarbeit zwischen Moskau und Berlin zu verhindern, könnte man in Paris operiert haben, um sich einer Fälschung zu bedienen. Die Geheimdienste haben durch viele Jahrhunderte hindurch zu derart bedenklichen Methoden ihre Zuflucht gesucht. Im Juli 1931 war Dr. Brüning – er befand sich auf seiner Rückreise von der Londoner Reparationskonferenz – in einer geheimen Aussprache mit dem französischen Ministerpräsidenten Pierre Flandin und Mr. Pietri vor die angebliche Tatsache einer deutschen Wiederbewaffnung gestellt worden. Drei Stunden später steckte M. Briand seinen Kopf durch die Tür und erbat, den Ausgang des Kreuzverhörs zu erfahren. Mr. Pietri antwortete: «Der Kanzler konnte nachweisen, dass die vorgelegten geheimen Unterlagen gefälscht waren.»

Die Militärwissenschaftliche Rundschau Nr. 32, 1938, vertrat die

Ansicht, dass Tuchatschewski zusammen mit den besten der Armeeführer die Absicht gehabt hätte, Stalin zu stürzen, um dem chaotischen Zustand der russischen Staatsangelegenheiten im Pariser Stile vom Sommer 1794 ein Ende zu machen. Die Wiedereinsetzung der politischen Kommissare und die erhebliche Vermehrung ihrer Zahl könnten nur das Ziel gehabt haben, die Stalin-Diktatur zu stürzen. Es war keinerlei Spionage im Spiel, nur Wunsch nach Beseitigung des Personen-Kults.

Die Rote Armee, die 1937 mehrere gute und kluge Führer hatte, wurde mit Ende des Jahres ihrer Führung endgültig entblösst. Helden des Bürgerkrieges, die von Tuchatschewski und Triandafilow wegen unzulänglicher Leistungen entlassen worden waren, erschienen wieder auf der Bildfläche. Das sowjetische Heer hatte seine Kampfkraft in Sieg und Niederlage unter Beweis gestellt, seitdem die Schüler Tuchatschewskis, die zurzeit der Oktoberrevolution fünfzehnjährige Knaben waren, in den Vordergrund getreten waren. Sie rückten aber erst zu Heeresbefehlshabern auf nach einem Rückzug von 800 Meilen Tiefe und einer Serie von erfolglosen Schlachten. Vorsichtige Schätzungen beziffern die russischen Verluste bis zum Sommer 1943 auf bis zu 7 Millionen Tote.

Tuchatschewskis Verteidigungsplan lässt darauf schliessen, dass ein Teil der anfänglichen russischen Verluste hätte vermieden werden können, wenn seine Nachfolger ihn nicht missachtet hätten. Moskau sollte zu einem in sich geschlossenen befestigten Lager gemacht werden, das auch wesentliche Rüstungsindustrien enthielt. Um die industriellen Lebenslinien zur Ukraine zu sichern, musste Kiew als Eckstein der südlichen Verteidigung durch Elitetruppen gewählt werden. Wie Graf Schlieffen erlebte Tuchatschewski nicht die Hinrichtung seiner grossartigen Strategie.

Die polnischen Heere waren 1939 in offener Feldschlacht eines nach dem anderen durch die überlegene gegnerische Konzentration geschlagen. Die Militärwissenschaft in Polen hatte empfoh-

len, nur geringe Streitkräfte im Vorfeld der natürlichen Befestigungslinie der Karpathen zu belassen. Die von Warschau ergriffenen gegenteiligen Massnahmen hätten den russischen Generalstab warnen können. Stattdessen wurden auch in Sowjetrußland umfangreiche Heereskörper östlich von Bialystok und bei Minsk versammelt und durch die deutschen Zangenbewegungen eingefangen mit Hilfe der Operationsbasen, die durch die Teilung Polens entstanden waren. Anstatt die Hauptmasse der russischen Armeen in der Stalin-Linie westlich von Kiew zu konzentrieren, wie von Tuchatschewski vorbestimmt, liess man starke Streitkräfte vor der Front der Befestigungen aufmarschieren. Die Dnjepr-Sperre wurde von Deckungstruppen entblösst. Das erlaubte Rundstedt einen leichten Flussübergang bei Clerkasy zu gewinnen. Anstatt sich nun sofort, als die Stadt genommen war, aus dem Gebiet von Smolensk zurückzuziehen, wie Clausewitz 1812 und Tuchatschewski in den 30er Jahren vorsahen, lieferten die weniger gewitzten Nachfolger ihre Truppen den Deutschen auf einer Salatschüssel. Als die Deutschen die Stalin-Linie im gleichen Masse durchbrechen konnten wie die Maginot-Linie 1940 in Frankreich, galt der russische Plan nur einem geordneten Rückzug. Einzelaktionen wurden mit ungeheuren Verlusten ausgefochten. Millionen tapfere Russen hatten für die Kurzsichtigkeit ihrer Führer zu zahlen, die wie Hitler auf die Verteidigung jedes Fussbreits Boden beharrten. Ihr Opfer rettete allerdings die russischen Hauptstädte vor der Übergabe.

9.

Die Freunde im Widerstand

Es gehört mehr als Alltagsmut dazu, täglich bewusst das eigene Lebensschicksal in die Schranken zu fordern. Das galt auch für die Kundschafter, die ausgingen und um Hilfe für den aktiven Widerstand gegen Hitler im Ausland warben und zu erfahren hofften, um welchen Preis der Weltkrieg zu verhindern sei oder ob, als das Völkermorden begonnen hatte, das Deutsche Reich durch Beseitigung der Diktatur wieder seinen Platz unter den Nationen finden würde. Jenseits der Reichsgrenzen standen die Sterne jedoch ungünstig seit der «Kristallnacht», seit der Besetzung der Tschechoslowakei in flagrantem Bruch der Münchener Abreden mit den Westmächten von 1938, und nach dem Einmarsch der Feldgrauen in das Memelland. Die Öffentlichkeit im Angelsachsentum versteifte sich mehr und mehr gegen jede «Befriedungsaktion» ihrer Staatsmänner gegenüber Hitler und forderte bedingungslose Übergabe.

Die freiwilligen Sendboten fanden 1938 noch Zugang im Ausland durch willige einheimische Mittelsmänner, wesentlich seltener bereits 1939, zumal sie ihre Andeutungen über einen bevorstehenden Aufstand der Generale nicht durch Termine untermauern konnten. Als dann ausblieb, was man vor Kriegsausbruch erwartete, fanden sie erst recht keinen Glauben mehr. Der Vorwurf ist sachlich unbegründet, dass die alliierten Staatsmänner des Westens durch schroffere Ablehnung der Anbiederungsversuche Hitlers sich am Kriegsausbruch mitschuldig gemacht hätten. Denn Hitler fand in der Wehrmacht nicht die offene Auflehnung, die innerlich bei der Mehrheit der führenden Generale vorhanden war.

Erfolg hatten nur die «Römischen Gespräche». Zu ihrer Vorbereitung hatte die Militärische Abwehr, die der Widerstandsbewegung unter Canaris, Oster und Groscurth den Rückhalt gab, den Münchener Anwalt Dr. Josef Müller einberufen. Man setzte auf seine Freundschaft zu Prälat Kaas, dem Finanzverwalter der Vatikanstadt und ehemaligen Zentrumsführer, und zu Pater Leiber, S. J., dem jahrzehntelangen Geheimsekretär

von Papst Pius XII. Es war dem Zutrauen zum Überbringer der Vorschläge der Widerstandsbewegung zur Friedenssicherung zu verdanken, dass der Heilige Vater persönlich die Weiterleitung über den britischen Botschafter Sir d'Arcy Osborne an die Londoner Regierung anordnete. Auch später scheute sich der Papst nicht, persönlich Warnungen vor Überfallplänen Hitlers an die Botschaften Skandinaviens, Belgiens, Frankreichs und der Niederlande weitergeben zu lassen. Erst nachdem der Papst monatelang vergeblich auf das angekündigte Eingreifen der Generalität gewartet hatte, schwieg er sich für die Dauer des Krieges aus. Dr. Müller konnte trotz ständiger Überwachung des Kommens und Gehens im Vatikan durch den Sicherheitsdienst Heydrichs seine Fühlungen fortsetzen und als unabhängiger Emissär des Vatikans deutschen Bischöfen bei ihren Widerstandsproblemen im Hitlerstaat Beistand leisten. Als dann die gesamte Abwehr Himmler unterstellt wurde, verhaftete man ihn zusammen mit seiner Frau Maria im April 1943. Es gelang Dr. Müller trotz zweijähriger Verhöre mit Hinrichtungsdrohungen, sich dank seiner Kaltblütigkeit zu entlasten, ohne andere zu belasten. So überlebte er die grosse Mehrheit seiner Schicksalsgenossen. Bei der Privataudienz nach Kriegsende dankte ihm der Papst: «Ich habe immer für Sie gebetet. Wir haben mit teuflischen Mächten gerungen ...»

Auch zu Ernst von Weizsäcker, 1936/39 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, von Ribbentrop als Botschafter an den Vatikan versetzt, fasste der Papst spontanes Vertrauen. Weizsäcker blieb – zu Brüning's Genugtuung – in innerer Gewissensfreiheit ebenso wie Dr. H. F. Berger im Reichsfinanzministerium, bis zum Kriegsende der mühseligen Tarnkappenarbeit verhaftet. Beide Männer waren Meister der Kunst, im diplomatischen Umgang mit dem Wort wie der Feder notfalls ihre Überzeugungen zu umschreiben und sich nicht vorzudrängen im Kreise der Mitarbeiter. Weizsäcker verband eine persönliche Freundschaft mit Carl J. Burckhardt, dem jahrelangen

Schweizer Botschafter in Paris und Völkerbundskommissar in Danzig, und mit dem italienischen Botschafter Attolico in Berlin. Es spricht für Weizsäckers Menschenführung, dass er inmitten des Spinnennetzes von Nachrichtensammlern in Rom den Krieg überlebte. Tilo Freiherr v. Wilmowsky bekennt in seinen Lebenserinnerungen: «. . . Ich bin noch heute beeinflusst durch die Erinnerung an die Periode nach 1918, wo das Chaos, das unmittelbar drohte, doch nur vermieden wurde, weil das Beamtentum, dem Beispiel Hindenburgs folgend, im Amte blieb. Der Prototyp dieses ganzen Kreises war seit 1933 der Staatssekretär im Auswärtigen Amt von Weizsäcker. Wer kann es wagen, über diesen untadeligen Ehrenmann den Stab zu brechen, weil er sich «zur Verfügung» stellte? Gehört mehr Mut dazu, war es eine ethisch höhere Leistung, zu emigrieren (es sei denn, dass unmittelbar Gefahr für Leib und Leben wie bei Brüning und Treviranus vorlag) oder auf dem Posten auszuharren, um jeder zu seinem noch so bescheidenen Teil, einen Damm gegen die aufsteigende Flut aufzurichten . . .?» Weizsäcker hatte als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die Möglichkeit genutzt, ihm vertrauende Mitglieder gleicher Gesinnung des Auswärtigen Dienstes auf Auslandsposten zu belassen oder an Schwerpunkte der Nachrichtensammlung zu versetzen. Von den Brüdern Theodor und Erich Kordt wurde der ältere 1939 bei der Stilllegung der Deutschen Botschaft in London, an der er Botschaftsrat und Geschäftsträger gewesen war, bei Kriegsausbruch an die Berner Gesandtschaft versetzt. Der jüngere, als Mittelsmann des AÄ Im Büro Ribbentrop tätig, war bei der Übernahme des Ministeriums durch Ribbentrop zum Leiter des Ministerbüros aufgerückt. Eine engere Beziehung mit dem in Königsberg promovierten Dr. P. Conwell Evans ging nicht glücklich aus. Er suchte Theodor Kordt allmonatlich vom Dezember 1939 bis Februar 1940 in Bern auf, mit angeblichen Regierungserklärungen. Diese erwiesen sich – im Nachrichtenwesen üblich – als eine Art Spielmaterial, um Kontakte zu pflegen. Sie enthielten keine offiziell-

len Bindungen. Sie erweckten aber bei den Empfängen im Kreise um Beck und Goerdeler den trugschlüssigen Anschein, offiziöser Herkunft zu sein, und gaben den Anreiz, nicht nur eine Stillhaltezusage, sondern auch Zustimmung zur Wiederherstellung der deutschen Grenzen von 1914 als Voraussetzung einer Waffenstreckung geltend machen zu können. Hierfür war man in London nicht diskussionswillig und -fähig, weil Grossbritannien ja nur der schwächste Partner auf der Seite der Alliierten war. **In der Schweiz war eine ganze Reihe von deutschen und neutralen Friedensfreunden im Gespräch.** Joseph Wirth suchte aus Luzern laufend Fühlung mit der Chamberlain-Regierung. Nach meiner Rückkehr aus USA nach England zu Weihnachten 1939, wurde ich im Januar 1940 nur durch einen langjährigen Freund, der mit Kriegsbeginn im Secret Service führend wurde, vor der Kriegshaft im «Londoner Tower» bewahrt, nachdem sich Wirth gegenüber den britischen Agenten in der Schweiz gebrüstet hatte, er sei durch die Korrespondenz mit mir über alle Intentionen der britischen Regierung gut informiert. Ich hatte Wirth seit 1937 nicht mehr gesehen und gesprochen.

Weizsäcker hatte als Staatssekretär den weltgewandten, weitgereisten Adam von Trott zu Solz, der sich nach Jurastudium und zwei Jahren Oxford als Stipendiat der Cecil-Rhodes-Stiftung ein halbes Jahr in den USA und ein Jahr in China umgesehen hatte, zu politischen Missionen ins Ausland gesandt, ehe er ihn 1943 in das Auswärtige Amt nahm. Sein Vertrauen zu der ausstrahlenden Persönlichkeit wurde bestätigt. Trott trat sofort nach seiner ersten Rückkehr aus China im Dezember 1938 dem Kreise um Helmut James Graf von Moltke-Kreisau im Widerstandsdrang bei. Er galt auch im Beck-Goerdeler-Kreis als willkommener Zuwachs und war 1939 dreimal durch Vermittlung des ihm aus der Oxford-Zeit nahe gekommenen Marquess of Lothian, dem unermüdlichen Mittler für Aufklärung und Versöhnung zwischen den Nordsee-Nachbarn, zu Gesprächen mit Lord Halifax über Sinn und Wesen der Widerstandskreise und

die zweckmässigste Behandlung des Monomanen Hitler in London. Im Dezember 1939 konnte er auf Einladung seines Studienfreundes Edward Carter aus der Oxfordzeit, der das Institut für Pazifische Beziehungen in Virginia leitete, nach den Staaten reisen zu Vorträgen, in der starken Hoffnung, im »Weissen Hause« Roosevelt zu überzeugen, dass Hitler nicht mit dem deutschen Volke gleichzusetzen sei. In Washington traf er in der britischen Botschaft John Wheeler-Bennett, und in New York halfen ihm Dr. Riezler, Friedrich Eberts ehemaliger Staatssekretär, Hans Simons, und vor allem Paul Scheffer bei der Abfassung einer Denkschrift für Roosevelt. Brüning führte Trott beim Personalchef George Messersmith im State Department ein. In den Akten des State Department liegen hierüber Aufzeichnungen von Messersmith: «Als Dr. Brüning kürzlich mein Hausgast war, sprach er von Adam von Trott als einem ehrlichen Mann und Sprecher für verantwortliche massgebliche Hitlergegner in Deutschland . . . Brüning schlug vor, ich möge Trott sehen. Hierzu erklärte ich mich gern bereit, allerdings machte ich ihm keine Andeutungen von meinen Bedenken bezüglich Trott. Vor einiger Zeit sprach Richter Frankfurter mit mir über Trott, den er von früher kannte. Er war sehr misstrauisch . . . Herr von Trott besuchte mich heute Morgen. Er machte auf mich im Ganzen einen guten Eindruck, und ich glaube jetzt, dass er es ehrlich meint und die Ansichten massgeblicher Kreise in Deutschland vertritt.» Dabei blieb es wegen Einspruchs des FBI. Anfang 1940 kam Trott über Japan-China-Sibirien zum Eintritt in das Auswärtige Amt in die Heimat zurück und wurde ein sehr tätiger Mittler zwischen allen Widerstandskreisen: Er schrieb Memoranden an Stafford Cripps, die er durch Vissert van Hooff, dem Führer der Genfer Ökumene, 1942 überbringen liess, und 1943 an Alan Dulles in Bern. Er hätte sich im März 1944, als er dienstlich in Verona war, nach Rom absetzen können. Aber er wollte an Stauffenbergs Seite bleiben. Im April 1944 war er mit einer Botschaft von Julius Leber in der Schweiz und traf Alan Dulles

und Bruce Hopper vom OSS, die grosszügiger dachten. In den Widerstandskreisen wurde nicht mehr die Forderung nach Anerkennung der Grenzen von 1933, sondern nur nach Schutz vor der Sowjet-Dominierung vorgetragen.

Ein Dilemma blieb unter den kampfeslustigen Hähnen die Frage nach der Auswahl der künftigen Führung und der Grundsätze der Erneuerung der Gesellschafts- und Staatspolitik – damals wie heute das Trauma der Volksvertretung. Wird unser Volk jemals aus seiner Geschichte Lehren ziehen? Ulrich von Hassells Tagebuchblätter schweigen sich nicht aus: «Ebenhausen 31.12.42 . .. Langes Gespräch über Weizsäcker, beruhend auf Unterhaltung mit Kessel, an Nostiz weitergegeben. Dieser verteidigte Weizsäcker. Ich sagte nur, nicht jeder könne sich so verhalten, es gehöre dazu eine besondere Natur ...» «Am 22. 1. 43 ... In unserem inneren Kreise bei bisher allzu schwacher Führung durch Beck Gegensätze, auch schwere Bedenken von verschiedenen Seiten gegen Goerdeler mindestens als politischer Leiter, dann auch gegen Popitz, dem man frühere bedenkliche Neigungen zu Göring sowie schwere finanzpolitische Fehler und endlich allzulanges Mitmachen vorwirft. Gisevius arbeitet stark für Schacht. Leitung durch Goerdeler halte auch ich für bedenklich. Ich halte mich aus dem Personalstreit möglichst heraus ...»

«Im Grunde wenig befriedigende Aussprache zwischen Jungen und Alten bei Peter Yorck. Die Jungen, die im Gegensatz zu den Alten nach aussen einig auftreten, wurden geistig von dem sehr witzig, angelsächsisch und pazifistisch denkenden Hellmuth Moltke geführt. Sehr gut gefiel mir wieder Gerstenmaier, mit dem Popitz und ich vorher eine Aussprache hatten. Beck leitete reichlich weich und zurückhaltend. Scharfer, von Goerdeler bewusst aber erfolglos verschleierter Gegensatz zwischen ihm und den Jungen, vor allem auf sozialem Gebiet. Er ist doch eine Art Reaktionär ...»

Von keiner Seite wurde Goerdeler die Anerkennung seiner unermüdlichen Arbeit und seiner Zähigkeit versagt, zum Vortra-

gen eingehend begründeter Denkschriften für eine Zukunftsgestaltung des Vaterlandes auch an schwerhörige Staatsmänner im Ausland heranzukommen. Sein Versuch, durch Rudolf Pechel, unseren gemeinsamen Freund aus dem Führungskreis der Freunde der «Deutschen Rundschau», in London einen Ab sprung zur Downing Street 10 zu finden, scheiterte an der plötzlichen Verhaftung Pechels an der deutschen Grenze nach einem Besuch in Paris bei General von Witzleben. Diese Verhaftung erfolgte jedoch nach Meldung eines französischen Spitzels, Pechel habe versucht, mit Rauschning und Brüning Verbindung zu bekommen. Pechel blieb bis zum Kriegsende in Haft. Otto John, glücklicher in der Asylwahl vor der Verhaftung, lobt den Genossen: «Wenn Pechel nicht so standhaft in den Verhören geblieben wäre, hätte die Verschwörung schon im Frühjahr 1942 auffliegen können. Aber die Gestapo war seinen intellektuellen Fähigkeiten nicht gewachsen.» Goerdeler konnte in völliger Freiheit im In- und Ausland einer ausgedehnten Reisetätigkeit nachgehen dank der Grosszügigkeit der Firma Robert Bosch, deren Seniorchef und Vorstandsvorsitzer Dr. Hans Walz mit Eugen Bolz, dem ehemaligen Ministerpräsidenten und Brüning-Freund, einer Meinung war über die Hitler-Gefahr für die Heimat und die Goerdeler nach der Amtsniederlegung in Leipzig als Finanzberater beschäftigten. Von Mitte 1937 bis zum Sommer 1939 war Goerdeler nur selten in Deutschland. Zunächst ging er für sechs Wochen nach Belgien und England, wurde von König Leopold in Audienz empfangen und fand in London einen verlässlichen Adjunkten und Briefträger in Dr. Reinhold Schairer. Ende August ging er weiter nach Ontario und USA, war im Frühjahr 1938 wieder in London, Paris und in den Staaten, wo er sich mehrere Wochen nach einem Herzanfall im Hause Wheeler-Bennetts in Charlottesville erholen konnte. Im April 1939 besuchte er Algerien, in den Monaten Mai und Juni wieder England, wo ihn auf Wunsch von Lord Lloyd, unserem uner müdlichen Fürsprecher, dieses Mal Churchill empfing, wie nach

ihm auch Fabian von Schlabrendorff. Als Abschluss folgte eine Rundreise durch Lybien, Syrien, Ägypten, Palästina und die Türkei, wo er Franz von Papen sah, als er wieder für einige Wochen erkrankte. Seine sehr lebendigen Reise- und Wirtschaftsberichte gingen an Robert Bosch, Krupp von Bohlen und Haibach, Beck, Göring und Hitler. Der vernunftgläubige Optimist sah die Welt, wie er sie sich wünschte, und nie ohne Silberstreifen, wenn der Himmel auch grau war. Auch im Weltkrieg spann er unentwegt Fäden über die Schweiz und Schweden, aber die Uhr für Verhandlungen war abgelaufen. So konnte ihm Gotthold Müller am 24. Juni 1944 nur die negative Antwort der beiden Brüder Wallenberg aus Stockholm zurückbringen: «Mit London ist kein Gespräch mehr zu führen, bevor Hitler nicht beseitigt ist.»

Nun dachte Goerdeler an Auswanderung mit der Familie nach USA, um die dort fehlende Exilregierung im Stile der «Befreiungsfront» de Gaulles aufzubauen. Die «lehrhafte Sprache seiner utopischen Denkschriften» – laut seinem Biographen Gerhard Ritter – ging den Ausländern nur schwer ein. So blieb er ein Wanderer durch die Welt, wie Gurian, unverzagt bis in den Tod, mit dem letzten Trost: «Einst wird kommen der Tag ...» Jeder der Einzelgänger im Aufstand des Gewissens brauchte den gleichen Missionseifer. Ewald von Kleist-Schmenzin war der Prototyp eines eigenwilligen Junkers aus Pommern. Dem Kapp-Putsch von 1920 zugeneigt, lehnte er Brüning als Reichskanzler ab, weil «er als Zentrumsmann auf die Unterstützung durch die Linke angewiesen und deshalb zu nationaler Politik unfähig ist». Nachdem er Brüning 1933 im Hedwigskrankenhaus aufgesucht hatte, lenkte er ein: «Das wäre ein Mann gewesen. Mit dem hätte man Zusammengehen müssen!» Für kurze Zeit fand er Anschluss im Braunen Hause, aber sehr bald sah er ein, dass Hitlers Weg Deutschlands Unglück sein würde. Er führte 1938 einen Auftrag von Generaloberst Beck und Canaris aus, in England über Lord Lloyd mit Churchill und Halifax ins Gespräch

zu kommen. Dies glückte ihm auf Anhieb in sechs Augusttagen, nachdem er sich bei Vansittart als unabhängiger Sprecher für ein anderes Deutschland, als es das verhasste Hitler-Reich war, durchgesetzt hatte. Dieser gab Kleists Botschaft an Lord Halifax weiter und führte Kleist bei Churchill in Chartwell Manor zu einem langen Gespräch ein. Dieser brauchte nicht von Hitlers Gefährlichkeit für den Weltfrieden überzeugt zu werden, aber er konnte für die Regierung keine Zusagen machen. Als Kleist sah, dass mit dem Münchener Abkommen alle Hoffnungen auf Widerstand der britischen Regierung gegen Hitlers Spiel mit dem Krieg zerschlagen waren, nahm er noch einen weiteren Auftrag von Canaris an, in Stockholm am 24. August über letzte Londoner Entscheidungen zu sondieren. Der angebliche Plan eines Militärbündnisses Grossbritannien-Polen gab ihm neue Hoffnung. Aber auch sie trog. – Dass die Kriegslage nicht mehr zum guten Ende führen konnte, war auch den Hitlergetreuen, obersten Chargen der Führungsclique nicht verborgen geblieben. Dass der Chef der Abwehr, der Nachfolger von Canaris, Walter Schellenberg, im Einvernehmen mit Himmler bereits im Winter 1944 ebenfalls den Weg zu einer Rückversicherung im Ausland suchte, rundete das Bild ab, das den inneren Zerfall des Hitlerregimes hinter der Propagandafassade von Goebbels zeigte. Kennzeichnend für die Tarnung war, dass Schellenberg sich nicht auf Untergebene verliess, sondern unabhängige Persönlichkeiten einschaltete. So wurde im November 1944 Dr. Henry Goverts, damals Verleger in Hamburg, ein enger Freund von Carlo Mierendorff, über die Hamburger Abwehr zu Schellenberg nach Berlin vorgeladen. Goverts hatte ihn bei zwei Besuchen bei Kersten, dem Masseur Himmlers, der vielen jüdischen Verfolgten Ausreisevisa verschafft hatte, auf seinem Gute Herzwaide getroffen. Goverts wurde von einem Abwehroffizier nach Berlin geleitet und von Schellenberg in seiner Babelsberger Wohnung bewirtet. Er eröffnete dem Gast, dass der Krieg verloren sei. Dieser zog es vor, Zweifel zu äussern. Schel-

lenberg fuhr fort, er wisse, dass Goverts über seine englischen Freunde gute Beziehungen zu Alan Dulles in Bern unterhalte. Da Himmler plane, Deutschland durch einen annehmbaren Frieden vor dem Untergang zu retten, solle Goverts in die Schweiz fahren, um Alan Dulles zu bewegen, Himmler auf dem Bodensee zu treffen. Goverts sagte zu und benutzte die Gelegenheit, Gisevius, der führend an der Verschwörung des 20. Juli beteiligt gewesen war, einen gefälschten Pass zur Flucht zu besorgen. Sein Auftrag wurde in der Schweiz nur mit einem Lächeln quittiert. Goverts zog es nun vor, das Kriegsende auf neutralem Boden abzuwarten.

Seit dem Frühsommer 1943 war ich in der Toga des eben eingebürgerten Kanadiers zur Begründung der Fragwürdigkeit des Casablanca-Diktums: «Kampf bis zur völligen Vernichtung des Feindes!» in die Öffentlichkeit gegangen. Professor Karl Brandt, Ordinarius für Agrarpolitik und -marktwirtschaft an der Lee Stanford Universität in Palo Alto, Kalifornien, der mit seinen Überzeugungen nicht hinter dem Berg hielt und andere zu überzeugen verstand, besorgte mir unermüdlich Einladungen zu diesem Thema zu Vorträgen an den Universitäten im Westen und zu Tischreden mit Rundfunkübertragung in den Commonwealth-Clubs von San Franzisko und Los Angeles. Zwischen- durch wurde ich von Universitäten im Osten zu Kursen für künftige Mitglieder der Verwaltung in der amerikanischen Besatzungszone herangezogen. In der Cornell Universität in Ithaka traf ich George Erion, den Leiter einer Kraftverkehrsgesellschaft in Kansas City, der 1947 als Wirtschaftsoffizier der Armee- gruppe Patton auf der Suche nach einem Wirtschaftsminister für die Landesregierung Hoegner in München aus einem Dutzend von Hochschullehrern der Volkswirtschaft Ludwig Erhard vorschlug und ihm so den Weg zum Begründer der Sozialen Marktwirtschaft über das Bizone-Wirtschaftsamt in Höchst bahnte. George Shuster bot mir im Sommer zur Eindämmung des wachsenden Einflusses der Stalin-Freunde in den Staaten an, für den

Verlag Harper and Brothers eine kurze Geschichte der Revolution in Russland zu schreiben. Ich hatte kurz zuvor einen Vorgeschmack bekommen, wie weitverbreitet in den Staaten die kritiklose Lobpreisung Stalins gediehen war, als ich in Palo-Alto eine Predigt von Professor Reinhold Niebuhr über «Kinder des Lichts in Russland und USA, Kinder der Finsternis in Deutschland» anhörte. Ich nahm den Buchauftrag an und lieferte dem Verlag zum Jahresende 1943 mit der Unterstützung von Dr. Arnold Rubinstein das Manuskript: «Russian Revolutions and their lesson for the Western World» als ein Schullesebuch. Kaum war das Buch im Druck erschienen, erzwang die Stalin-Gefolgschaft in den USA, «Fellow travellers»-Bewegung, vom Verlag, den Vertrieb einzustellen und den Satz einzuschmelzen mit der Drohung, andernfalls die Verlagsbücher bei allen Sortimentsfirmen zu boykottieren.

Die deutschgeborenen Hitler-Flüchtlinge versuchten der Heimat in der Fremde mit Kollektivschritten und -memoranden unter Verdammung Hitlers Beistand zu leisten. Wer die engen Beziehungen Brünings zu Henry Stimson kannte, musste die Zurückhaltung Brünings gegenüber allen papierenen Protesten und Entschliessungen in Emigrierten-Kreisen verstehen, die deshalb dem Alt-Reichskanzler üble Nachrede sowie tätige Gegnerschaft bei den radikalen Elementen eintrug. Friedrich Stampfer war einer der wenigen federführenden Sprecher der Hitler-Verfolger, der für Brünings sachliche Haltung Verständnis zeigte: «... Hier sind starke Bestrebungen, die Kurzwellenpropaganda nach Deutschland zu aktivieren, im Gange . . . Mit Brüning hatte ich neulich eine lange grundsätzliche Unterhaltung. Er begrüßte es, wenn wir uns programmatisch bemerkbar machen würden, will aber selber einen geeigneten Zeitpunkt abwarten, um wieder hervorzutreten.»

In der Zwiesprache mit Nachbarn und neuen Freunden sowie mit den Führern des öffentlichen Lebens hielten weder Brüning noch ich mit unserer Sorge um die Heimat und unserem Urteil

über Hitler und Hindenburg zurück, lehnten aber öffentliche Kritik ab. Auch ernsthaften Ausfragern aus dem Zeitungsviertel Londons oder New Yorks stand Brüning Rede und Antwort, wenn man ihm zusicherte, dass seine Worte als Urteilsunterlage, nicht aber verbalim zitiert verwendet würden. Von gebündelten Kundgebungen emigrierter Schicksalsgenossen distanzierte er sich bis zum Ende des Weltkrieges, weil er annahm, dass sie nicht bis zu den Augen und Ohren der entscheidenden Köpfe in den Regierungskreisen dringen würden, womöglich aber als Ausfluss der Eitelkeit der Unterzeichner betrachtet werden und nicht ernst genommen werden könnten. Die Erfahrung der weiteren fünfzehn Jahre im Exil gab Brüning recht.

Am 13. Juli 1934 bin ich, verfolgt wegen angeblichem, aber nie begangenen, Hoch- und Landesverrat unter Bedrohung mit dem Tode ohne Rechtsverfahren, mit völlig reinem Gewissen ausser Landes gegangen. Ich hatte mich niemals gegen den Reichspräsidenten aufgelehnt, wenn auch – wie im Fall Hitler – Kritik geübt. Dass der Fahndungsbefehl, der nach dem Misslingen der geplanten Erschiessung an der Mauer in Lichterfelde am 30. Juni 1934 von Goebbels mit der Auflage verkündet wurde, den Hoch- und Landesverräter wegen Gefährlichkeit bei Insichtkommen umzulegen, hat keinen Schlaf gekostet. Aber seither stand bei mir fest: «Au corsaire, corsaire et demi!»

Wäre ich 1934 nicht wegen unmittelbarer Lebensbedrohung gezwungen worden, Asyl in der Fremde zu suchen, so würde ich in den Reihen der persönlichen Freunde und vertrauten Nachbarn gewesen sein, von denen 37 unter den 4'680 Blutzeugen vor und nach dem 20. Juli 1944 ihr Leben lassen mussten.

Ich habe 1956 im Institut für Zeitgeschichte in München in den «Gesprächen über das Recht zum Widerstand» zu den Themen: «Die höhere Pflicht» und «Motive zur Tat» meine Einstellung zur Tragödie des 20. Juli 1944 vorgetragen: «Ich fürchte, wir geraten bei dem Versuch, eine Rechtskonstruktion zu finden, die auch rückblickend eine ganz klare, endgültige Antwort gibt, ins

Uferlose. Für mich, der ich es stets ablehnte, die Hitlerregierung für legitim zu halten, ist das denkbar einfach. Alle anderen, die Hitler verpflichtet worden sind, mussten sich fragen: ‚Wie kann, wie muss ich mich vor meinem Gewissen und dem Herrgott entscheiden? Wo hört die Verantwortung eines Offiziers auf, wo fängt die staatspolitische Verantwortung an, wenn jemand an einer exponierten Stelle steht? Kann man diesen Anforderungen überhaupt mit den Massstäben des Soldatentums gerecht werden?‘

Der Vorwurf, die Widerstandskämpfer seien der Front der Vaterlandsverteidiger in den Rücken gefallen, entstammt dem Arsenal von Goebbels und war eine besonders böswillige Erfindung. Die geschulten Fachmänner im Generalstab liessen sich nicht durch die Siege der ersten beiden Jahre täuschen wie die traumseligen Zuhörer des Führers und des Teufels Lautsprecher. Professor Percy Schramm, Kriegstagebuchführer im Oberkommando der Wehrmacht, entlastete die Männer und Frauen der Widerstandsbewegung: «. . . Die militärische Lage war bereits 1943 aussichtslos!»

Unter den Blutzengen, die Brüning und mir nahestanden, gehörte unser Reichstagskollege Paul Lejeune-Jung zu meinem engsten Freundeskreis in Berlin samt seiner Familie. Nach dem Misslingen des Versuchs, mich am 30. Juni 1934 umzulegen, liess die Gestapo ihn und sein Haus am Lietzensee dauernd beschatten. In die Schweiz sandte er mir die Prophezeiung: «Der Bruch der rechtsstaatlichen Ordnung wird das Reich bis zum bittersten Ende einem Wahnsinnigen ausliefern, sofern nicht Wehrmacht und Gerichte den Verfassungsbruch kennzeichnen und den Usurpator stürzen!»

Als unser Freund Max Habermann, Sprecher des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, Hamburg, aus dem er 1933 vor der Gleichschaltung ausschied, zur Mitarbeit in seinem Widerstandsbund einlud, sagte Lejeune ohne Zögern zu. Er legte 1943 dem Kreis um Beck und Goerdeler, Leuschner und Leber

seinen Entwurf für ein Grundgesetz für die Wirtschaftsgerechtere im Neuen Deutschland vor. Auf der nach dem 20. Juli 1944 aufgefundenen Liste künftiger Regierungsmitglieder war er daher als Wirtschaftsminister vorgesehen. Als Angeklagten vor dem Volksgerichtshof fragte ihn der Vorsitzende Freisler, der keine Belege über Lejeunes Kenntnis des Stauffenberg-Attentats beibringen konnte, ob er sich für die Vorgänge des 20. Juli mitverantwortlich fühle. Unser Freund wich nicht aus und antwortete mit «Ja». Das Todesurteil wurde am gleichen Tage in Plötzensee vollstreckt. Lejeune war nicht von Stauffenbergs Entschluss, sein Vorhaben wiederum zu versuchen, unterrichtet. Er war wie Goerdeler, Popitz, Hassell ein grundsätzlicher Gegner eines Attentats und bejahte die biblische Mahnung: «Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!» Er war – wie auch Brüning und ich als Enkel eines bibelgläubigen Kämpfers – gegen die Todesstrafe. Er teilte die Sorge seiner Gesinnungsgenossen, dass die Entstehung einer neuen Dolchstoßlegende und einer Märtyrer-Gloriole Hitlers verhindert werden müsse, und war der Meinung, dass ein Eingreifen der Generale, vor allem von Heerführern im Felde, die den Führer für abgesetzt erklären und einem deutschen Gerichtshof zuweisen wollten, dagegen schwerlich zu einer neuen volkszersetzenden Mythenbildung führen würde.

Habermann war am 21. Juli im Hause des Oberbürgermeisters Dr. Holzapfel in Herford untergetaucht. Trotz der ständigen Warnung unserer selbstlosen Freunde bestand er darauf, Mitte Oktober nach Hamburg zu fahren – in der Hoffnung, in der Öffentlichkeit unbekannt zu bleiben. Er kam unbehindert in seine Wohnung zu seiner Frau, die wie üblich polizeilich, wie Holzapfels vorausgesagt hatten, überwacht wurde. Dort wurde er 24 Stunden später verhaftet, dem Volksgerichtshof und am 20. Oktober dem Henker übergeben. Er war es gewesen, der Goerdeler mit seinem Freunde Jakob Kaiser, dem führenden Widerstandskämpfer innerhalb der Christlichen Gewerkschafts-

bewegung, und mit Wilhelm Leuschner, dem führenden Sprecher für die Freien Gewerkschaftsmitglieder der Vor-Hitler-Zeit, zusammenführte zur gemeinsamen Aussprache über seine Entwürfe künftiger Regierungsprogramme.

«Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!», war 1930 die Prophezeiung in den Schlagzeilen der SPD-Presse. Als die Zahl der Verhaftungen seit der Maifeier 1933, nach der Zerschlagung der Gewerkschaften und der Links- und Mittelparteien, anschwell (Ende Juli 1933 waren 26'789 Schutzhäftlinge der Willkür der Bewacher und Foltermannschaften ausgeliefert), entsannen sich Gewerkschafts- und SPD-Mitglieder der Mahnung, sich bereits im Widerstand zu tarnen. Wilhelm Leuschner, gelernter Holzbildhauer, war der letzte Vorsitzende der Freien Gewerkschaften als Nachfolger Leiparts geworden. Er war ein naher Freund Carlo Mierendorffs, von 1928 bis 1933 Innenminister des Landes Hessen und ein früher Förderer der «Hafraba» für Autobahn-Planung, konservativer Sozialdemokrat wie mein Freund, der Landesvater meiner lippischen Heimat Heinrich Drake, und unabhängig in überparteilichen Fragen.

Seit 1933 war er mit kurzer Unterbrechung in KZ-Haft bis 1939. Als er wieder in Freiheit war, richtete er mit Hilfe guter Freunde eine Werkstatt zur Fertigung von Flaschen-Patentverschlüssen ein und nützte diese Tarnung als Treffpunkt für Gesinnungsgenossen in unbedingter Entschlossenheit zum Widerstand, befreundete sich mit Generaloberst Beck, Kurt von Hammerstein und dem Abwehrchef Canaris. Gemeinsam mit Julius Leber setzte er im Beck-Goerdeler-Kreis das Mitspracherecht bei der Programmierung der Zukunft im Neuen Reich durch. Ihm selbst lag nichts an politischer Verantwortung in einem Ministeramt, sondern vornehmlich an der Erziehung der Jugend zur Mitverantwortung als Kulturträger. Auf Becks Wunsch erklärte er sich einverstanden mit dem Handstreichversuch Graf Stauffenbergs als letzten Ausweg vor der Katastrophe. Auch er wurde im September 1944 ein Opfer des misslungenen Attentats.

Julius Leber gehörte wie ich dem Jahrgang 1891 an, stammte vom Lande, war Kriegsfreiwilliger von 1914, bald Offizier, bis 1918 an der Front, bis 1920 im Grenzschutz und wurde beim Kapp-Putsch um ein Haar erschossen. Als Demokrat ohne Selbstsucht, gegen jede Art von Radikalismus aufbegehrend, leitete er in Lübeck das SPD-Parteiblatt und kam im Mai 1924 mit Brüning und mir in den Reichstag, gleichzeitig mit mir in den Reichswehrausschuss. Als ich mich im Dezember 1929 von der DNVP-Fraktion mit einer Reihe von Freunden spätabends getrennt hatte, reichte er mir im Dämmerlicht der Wandelhalle die Hand: «Wenn ich doch auch erst so weit wäre!» Jeder Klüngel war ihm zuwider. In der Nacht nach der Machtüberlassung 1933 wurde er angeschossen und schwer verletzt in ein Gefängnislazarett überführt. Als er, noch nicht ausgeheilt, zur Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz zum Reichstag ging, wurde er am Portal verhaftet und vier Jahre lang durch Gefängnisse und KZ-Lager geschleift. Ein kleiner Kohlenvertrieb wurde Treffpunkt Gleichgesinnter. Zu ihnen sprach er mit der ihm angeborenen Distanz zu Menschen und Dingen in ungebrochener stiller Leidenschaft von der Erneuerung an Leib und Seele im künftigen Reich, das jedem einzelnen Geborgenheit und Gerechtigkeit in Mitverantwortung und die oft erträumte Freiheit geben sollte – eine Botschaft, wie ich sie bei der Gründung der volkskonservativen Vereinigung ohne Parteigrenzen im Januar 1930 umrissen hatte. Seine Mahnung war die gleiche: Nicht Organisation über Inhalt. Nicht nur formales Recht, sondern Menschenkenner als Richter. Nicht nur Juristen und Politiker, die sich Zutrauen, ihr Ideengut auf die Probe zu stellen, kein Bildungsmonopol, aber auch nur keinen Massenbetrieb auf Hochschulen. «Mit den Menschen muss es beginnen – aber Menschen müssen den Anfang machen!» Am 5. Juli 1944 wurde Leber verhaftet. Ein Spitzel in einer kommunistischen Tarnzelle hatte ihn verraten, als er sich über Widerstandsprobleme unterrichten wollte. Am 3. Januar 1945 endete auch sein Leben durch

den Henker. Mit seinem Kameraden Carlo Mierendorff, der nach fünf Jahren KZ-Lagern im Dezember 1943 bei einem Bombenangriff in Leipzig ums Leben kam, war Leber in enger Fühlung gewesen. Beide waren die wohl stärksten, frohgemuten, zukunftssträchigsten Begabungen in ihrem grossen Freundeskreis. Bernhard Letterhaus, der 1. Verbandssekretär der katholischen Arbeitervereine, mit Brüning und Dr. Franz Röhr seit der gemeinsamen Bildungsarbeit beim DGB in der Kaiserallee in Berlin befreundet, war 1918 als Musketier mit dem E. K. I aus dem Kriege zurückgekehrt, 1939 wieder als Unteroffizier eingezogen und 1941 als Hauptmann zur Abwehr-Pressestelle im OKW versetzt worden. Brüning traf ihn vor Kriegsausbruch mehrmals in Holland beim Prälaten Poels und bei P. Pieter Mommersteeg in Arnheim. Sein Arbeitsplatz in der militärischen Abwehr erlaubte es ihm, Widerstandszellen unter seinen Freunden auszubauen. Er wurde nach dem 20. Juli 1944 mit dem Kolping-Verbandspräses Prälat Dr. Müller in Mönchen-Gladbach und mit seinem Mitarbeiter Nikolaus Gross verhaftet. Mitte November wurden alle drei dem Henker ausgeliefert. Unser Freund Hejo Schmitt, in seiner Zelle Zeuge des letzten Ganges von Letterhaus, ohne sein Schicksal teilen zu müssen, gab in seinem Nachruf Brünings Worte wieder, «dass der frühe Tod von Letterhaus wegen seiner politischen Begabungen der grösste Verlust jener Zeit für das gesamte deutsche Volk gewesen sei».

Dietrich Bonhoeffer hatte im April 1935 als Pfarrer der deutschen Kirche zu Forest Hill, London, meinen ältesten Sohn eingeseget. Dadurch waren wir uns nähergekommen und fanden uns im Bekenntnis der Bedeutung des Alten Testaments für die Christenheit und in der Einstellung zu den Nöten der Zeit in allen Völkern wie in der Heimat. Ich bat ihn, nicht zurückzugehen unter das Hitler-Joch. Er hielt es für unabdingbar, in der Verpflichtung zur tätigen Abwehr des Antichristentums und zur Zusammenführung der Konfessionen im Sinne der Una-Sancta-Arbeit die Rückkehr nicht zu scheuen. So wirkte er in der Hei-

mat als Apologet der Bekennenden Kirche und im Verein mit seinem Bruder Klaus und zwei Schwägern auch im politischen Widerstand in furchtloser Gotteskindschaft. Als im Canaris-Abwehrbüro im April 1943 Aufzeichnungen über seine Gespräche mit der Ökumene in Rom und Stochholm von der Gestapo entdeckt wurden, wurde er verhaftet. Im Kerker schrieb er nieder, was er durchlebte in aller Zuversicht, dass das Opfer der irdischen Freiheit nicht vergeblich sein würde. Ihm schien trotz der Verurteilung die Freiheit auf Erden am Kriegsende wieder geschenkt zu werden. Aber Hitlerschergen ermordeten ihn, Canaris und Oster im Lager Flossenbürg drei Wochen vor der Waffenstreckung wie auch seinen Bruder Klaus zwei Wochen später in Moabit – ohne Befehl von höherem Ort. So wurden vier Mitglieder der Familie Bonhoeffer in den letzten Stunden des Tyrannenlebens Opfer ihres Patriotismus, der den Namen verdiente.

Der geschäftigste Hitlergegner war Carl Friedrich Goerdeler, seit er 1937 sich zur Opposition entschlossen hatte. Seine innere und äussere Unabhängigkeit im Auftreten, seine Zähigkeit, die eigene Sache nie als verloren anzusehen, sein Fleiss in der Ausarbeitung von Memoranden gewann ihm nicht nur Becks Anerkennung, sondern überwand auch manche Hemmungen, die seine traditionelle Skepsis gegen Mitentscheidungen von Parlamenten und Gewerkschaften unter seinen Nachbarn im Widerstand ausgelöst hatte. Nach langen Auslandsreisen kam er erst 1943 in den Widerstandskreis von Beck. Gegen den von ihm vertretenen Alleinanspruch an die politische Führung im Zukunftsreich gab es Einspruch. Popitz suchte diese Entwicklung durch einen Dreier-Rat Schacht, Hassell, Goerdeler aufzufangen. Auf einer Liste wurden im Januar 1944 vorgemerkt: Beck als Reichsverweser, Goerdeler als Kanzler, Leuschner als Vizekanzler und – für den Fall der Beibehaltung der republikanischen Staatsform – als Reichspräsident, Hassell als Aussenminister, Leber als Innenminister, Bolz für Kultus, Hermes für Ernährung, Le-

jeune für Wirtschaft, Wirmer für Justiz, nachdem Einigung über die Zielsetzung erreicht war. Gute Bekannte in der Verwaltung bedauerten Goerdelers Hang zu naivem Doktrinarismus als Mangel an politischem Gespür und machten die Vielfalt der Themen seiner Programmierung verantwortlich für die Enttäuschung, die er vor allem bei den pragmatisch denkenden Angelsachsen erlebte, und dafür, dass er keinen rechten Zuspruch finden konnte.

Auch Ulrich von Hassell hatte Erfahrung im Kommunaldienst gesammelt. Er war 1908 als Gerichtsassessor in den diplomatischen Dienst eingetreten, nach sieben Jahren ausgeschieden und Verbandsdirektor der preussischen Landkreise geworden. 1919 ging er zurück in den Auswärtigen Dienst, war Gesandter in Kopenhagen und Belgrad und ging 1932 als Botschafter zum Quirinal nach Rom. In Rom fand er wie Brüning Gefallen an der Aufbauplanung Mussolinis, die eine Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe vorsah und sich mit dem Strassen- und Brückenbau befasste, unter Überwindung des südlichen bürokratischen Schlendrians. Als er 1937 kurz vor Hitlers Staatsbesuch in Rom als Botschafter kaltgestellt wurde, stiess er zum Bedekreis und trat in enge Verbindung zum Kreisauer Kreis und zu Leuschner. Seine Tagebuchblätter geben oft zornige Kommentare im Wechsel von Hoffnung und Depression.

Johannes Popitz hatte als Staatssekretär der Reichsfinanzverwaltung seit 1925 und als Fachberater der Kabinette und Reichstagsausschüsse frühzeitig Brünings Anerkennung und Vertrauen gefunden, das er erwiderte. Er nahm mit Rudolf Hilferding Ende 1929 seinen Rücktritt aus dem Reichsdienst und beschränkte sich auf die Berliner Honorarprofessur, bis ihn Göring 1933 zum Finanzminister in Preussen bestellen liess. 1938 kehrte er dem Staatsdienst den Rücken, da er die Hitler-Methoden ablehnte. In der «Mittwochs-Gesellschaft» zu Berlin hatte in Debatten Theodor Heuss den Sarkasmus von Popitz und seine musischen Interessen würdigen gelernt. In der Opposition

zum Braunen Regime suchte er auch Himmler für die Absetzung Hitlers und die Beendigung des Krieges mit einem Verhandlungsfrieden zu gewinnen. Das missfiel Widerstandsgenossen. Himmler lehnte nicht rundweg ab. Als künftiges Regierungsmitglied wurde Popitz von Freisler wie allen anderen Listengenos- sen der Prozess gemacht. Seine Aufzeichnungen in der Todeszelle bestätigen die hohe geistige Potenz.

Für Brüning war es selbstverständlich, dass der Bischof seiner Heimatstadt, der Bruder seines Reichstagskollegen aus Haus Meerfeld, Graf Clemens August von Galen, zu Münster in der ersten Reihe der Kronzeugen in der katholischen Kirche auf den Plan trat, um die Gläubigen zu ermutigen. Seine Predigten gingen von Hand zu Hand durch das Reich: «Es kann sein, dass der Gehorsam gegen Gott, die Treue gegen das Gewissen, mir oder Euch das Leben, die Freiheit oder die Heimat kostet. Aber lieber sterben als sündigen!» Der spätere Kardinal sprach am 21. August 1941 in der Lambertkirche zu Münster: «... Der physischen Übermacht der Geheimen Staatspolizei steht jeder deutsche Staatsbürger völlig schutzlos gegenüber. Das haben viele deutsche Volksgenossen im Laufe der letzten Jahre an sich erfahren ... Keiner von uns ist sicher – und mag er sich völliger Schuldlosigkeit bewusst sein –, dass er nicht eines Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in den Kellern und Konzentrationslagern der Gestapo eingesperrt wird. Ich bin mir darüber klar: das kann auch mir eines Tages geschehen . . . darum will ich heute öffentlich warnen vor dem Weiter- schreiten auf einem Wege, der nach meiner Überzeugung Gottes Strafgericht auf die Menschen herabrufft und zu Unglück und Verderben für unser Volk und Vaterland führen muss ...» Hitler und Goebbels lehnten ein Eingreifen ab: «Wenn etwas gegen den Bischof von Münster unternommen würde, müssten wir die Bevölkerung von Münster während des Krieges abschreiben, und dazu kann man ruhig noch ganz Westfalen nehmen.»

Mit gleichem Glaubensmut hatte der Domprobst von St. Hed-

wig in Berlin, Lichtenberg, zum Gebet «für die Juden und die armen Gefangenen in den KZ-Lagern und für meine Amtsbrüder» auf der Kanzel aufgerufen. Nach zwei Jahren Gefängnishaft wurde er in das KZ Dachau verschickt; er starb auf dem Transport. In Dachau wurden Mitte Mai 1944 1'493 katholische Priester in den Listen geführt. Ihr unwürdiges KZ-Los teilten dort die Führer in der Katholischen Arbeiter-Bewegung, nahe Brüning-Freunde, Joseph Joos und Dr. theol. H. J. Schmitt. Theodor Steltzer, mein Freund und Nachbar im Tessin, war nach dem 20. Juli zum Tode verurteilt worden, blieb aber wie Constantin von Dietze, Eugen Gerstenmaier, Andreas Hermens, Rudolf Pechel und Fabian von Schlabrendorf am Leben. So durfte Steltzer, ein Aristokrat des Humanismus, als Leitbild für die jüngeren Generationen sein Buch «60 Jahre Zeitgenosse» schreiben und in Vorträgen kommentieren.

Hitler wählte für seine Rachejustiz sowjetische Vorbilder: Einrichtung eines Ehrenhofes, der, mit Marschällen und Generalen besetzt, sich dazu hergab, Kameraden ohne Anerkennung der sittlichen Motive aus der Wehrmacht auszustossen und der zuständigen Militärgerichtsbarkeit zu entziehen. Der 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofes entschied 1956: «Die Tätigkeit des Volksgerichtshofes war Missbrauch und hat mit Rechtsprechung nichts zu tun, in Ausnutzung gerichtlicher Formen zu widerrechtlicher Tötung, die nur der Vernichtung politischer Gegner gedient und den unantastbaren rechtlichen Kernbereich verletzt hat. Gerade dadurch enthüllt eine derartige «Rechtsprechung» ihr wahres Wesen als Terrorinstrument.»

Mein Altersgenosse und Basler Nachbar seit 1954, Wolfram von der Steinen, Professor an der Universität für mittlere Geschichte und Mittelalter, schrieb als Spätlese in einer Studie «Das Vergebliche in der Weltgeschichte» über die, von äusserem Erfolg oder Scheitern unabhängige, weitschichtige Problematik der Bewertung des Handelns, und über die deutsche Widerstandsbewegung: «Das ganz Vergebliche versucht zu haben, ja mit Einsatz

des Lebens, kann bare Narrheit, kann aber auch höchste Leistung sein ... Wir alle können wieder vor der verzweifelten Wahl stehen: Entweder wir kuschen vor einer Gewaltherrschaft, wir lecken denen die Schuhe, die eine Knute über uns schwingen, oder wir wehren uns für das, was uns heilig ist, bis wir tot sind ...«

10.

Politische Zukunftsarbeit

Von einer deutschen Exilregierung wollte Heinrich Brüning nie etwas wissen, weil nicht nur die völkerrechtlichen Voraussetzungen einer «Hausmacht in der Heimat» fehlten sondern auch das Interesse der Gastländer, sich nach Kriegsausbruch ernsthaft über Friedensziele deutscher Heimatloser Gedanken zu machen. Er lehnte auch die Mitarbeit an Memoranden und die Beteiligung an Kollektiv-Schritten grundsätzlich ab, weil er im persönlichen Meinungs-austausch mit Freunden aus der Kanzlerzeit grössere Möglichkeiten wirksamer Einwirkung besass und nicht in die laufenden Umtriebe innerhalb der Ausschüsse der Heimatvertriebenen – ganz abgesehen von seiner Auslastung als Hochschullehrer bei wechselndem Gesundheitszustand – verwickelt werden wollte. Auch Friedrich Stampfers Schlussbilanz nach jahrelanger patriotischer Arbeit in Paris und New York lautete: «Gepäckträger waren wir!»

Enttäuschte Vertriebene beschwerten sich über den Hochmut des Alt-Reichskanzlers, grobschlächtig oder versteckt, wie wir nach Kriegsende spüren sollten. Waldemar Guderian gab Hasstiraden in Zürich in Druck, weil es Deutsche gab, die sich weigerten, die Heimat mit Hitlers Wahnwitz gleichzusetzen und mit Zerstörungsplänen zu bestrafen.

Viele Amerikaner, keineswegs nur deutschstämmige, versuchten, den Emigrierten für sachliche Aufklärung Unterstützung zu geben. Für diese Arbeit begannen im April 1944 Linksintellektuelle Mitglieder zu werben in einem «Rat für ein demokratisches Deutschland». Man versuchte, Thomas Mann den Ehrenvorsitz anzubieten. Er lehnte ab, als Washington Zurückhaltung empfahl. Einigkeit herrschte nur im Willen, Hitlers Diktatur zu widerstehen. Die Spaltungen gingen immer um die Frage: «Mit oder ohne Kommunisten?» Man warf Stalin-, Bucharin-, Trotzki-Anhänger wie Christ-Kommunisten in einen Topf in dem Trauma: Kommunist ist und bleibt Kommunist! Ich hatte gegen diesen Unsinn schon im Reichstag Widerspruch erhoben. Ruth Fischer-Gohlke, unsere Kollegin, wettete in ihrem Blatt

«The Network» als leidenschaftliche Kämpferin im Sinne Rosa Luxemburgs, Stalins erbitterte Gegnerin, gegen Unterwanderung des «Council for a democratic Germany» durch Kommunisten schlechthin. Als sie mich 1954 in Basel besuchte, nahm sie wie Rubinstein meine Partei in der Beurteilung der unparteiischen Aufklärung der Kreisauer Moltke-Gemeinschaft.

Franklin D. Roosevelt war ein eindrucksvoller Rhetor, aber durch jahrelange Kinderlähmung in seiner Entwicklung behindert gewesen, auf Hilfestellung angewiesen und daher Einflüssen von aussen leichter zugänglich geblieben. Frau Eleanor, die Nichte Th. Roosevelts, des «Rauhreiter»-Präsidenten zu Beginn des Jahrhunderts, war eine robuste Streiterin für Sozialreform, wenn auch mit naiver Bildung und mangelhafter Volkswirtschaftskenntnis. Sie verstand sich sehr gut mit dem Intimus ihres Mannes, Harry Hopkins. Dieser Vertraute wurde der Chefberater des Weissen Hauses und geriet für die Dauer des Zweiten Weltkrieges in eine Stalin-Hörigkeit. Er traf mehr und mehr die letzten Entscheidungen des Präsidenten. Die grosse Masse in den USA zollte ihm ehrliche Anerkennung für die tapfere Haltung des körperlich so stark behinderten Menschen, der durch seine persönliche Ausstrahlung und durch seine sozialen Pläne frischen Wind in die stagnierende Innenpolitik gebracht hatte. Bevor die Krebserkrankung in das letzte Stadium trat, brachte eine ausreichende Mehrheit der Wahlmänner ihn 1943 wieder ins Amt. Ehe der Generalstabsarzt der Marine nach einer Untersuchung im Marinehospital das Bulletin ausgegeben hatte: «Der Präsident war nie in besserer gesundheitlicher Verfassung», traf ich im Hause von Freunden in New York einen Oberarzt, der bei der Krebsoperation assistiert hatte und hörte sein Urteil: «Überall Metastasen, wieder zugenäht!» Die Bilder von der Jalta-Konferenz zeigen die bleichen Gesichtszüge eines Kranken, der nicht mehr entscheiden konnte.

Brüning sprach sich im Oktober 1955 in einem Brief an unseren alten Freund und Ministerkollegen Hans von Raumer über

seine Kontakte im Weissen Hause aus: «. . . Wie oft war ich nahe daran, den angelsächsischen Mächten näher zu kommen und bei ihnen Verständnis und Verbindung zur Hitler-Opposition zu schaffen. 1938 war ich vier Stunden allein mit Roosevelt und Messersmith, dessen Sie sich noch erinnern werden, zusammen. Nach vier Stunden war es so weit, dass Roosevelt bereit war, eine Garantie für die damaligen Grenzen Deutschlands zu geben, falls die Reichswehr Hitler stürzen würde. Weder die FBI-Abwehr noch Frau Roosevelt, die wiederholt durch den Saal rauschte, schienen zu wissen, wer ich war. Roosevelt bat mich, sofort einen Plan auszuarbeiten, wie er die Verhandlungen mit Hammerstein einleiten solle. Ich gab ihm ein Stichwort für Hammerstein, das ihn überzeugen konnte, dass Roosevelts Schritte auf meine Veranlassung erfolgten. Aber der Adjutant Roosevelts ist nie erschienen, um meine Ausarbeitung abzuholen. Offenbar ist Roosevelt inzwischen unter anderen Einfluss gekommen. Ich kannte die römischen Gespräche von Dr. Josef Müller, die den Vatikan veranlassten, mit den Engländern zu reden. Aber in Washington war man der Ansicht, dass sich der Vatikan zu jeder Zeit über die wirklichen Absichten Roosevelts täusche, der damals fest entschlossen dem Krieg mit Deutschland zustrebte und im Grunde mit der deutschen Opposition keine Verbindung wünschte.»

Roosevelts Parteifreund Earle, ehemals sein Assistent im Weissen Haus, dann der erste Kandidat der Demokraten, dem nach 44 Jahren der Durchbruch gelang in der Gouverneurswahl in Pennsylvanien, hatte sich als USA-Marineattaché in Istanbul 1942 von Franz von Papen, dem damaligen Botschafter Hitlers in der Türkei, von Kurt von Lersner und vom Chef der militärischen Abwehr in Berlin, Admiral Canaris, einen Vorschlag zu Waffenstillstandsverhandlungen zur Weitergabe an Roosevelt geben lassen, mit dem Vorbehalt der Deutschen, man müsse dann gemeinsam das Eindringen der Sowjetrussen nach Zentral-europa abwehren. Nach langem Schweigen kam die Antwort,

derartige Friedensfühler wären an den Oberbefehlshaber der Alliierten in Europa, Eisenhower, zu richten. Als der gute Freund Earle kurz vor Roosevelts Tod ihn wieder mit der Warnung aufsuchte, die Bedrohung des Weltfriedens sei nicht Deutschland, sondern die UdSSR, gab dieser ihm lächelnd zur Antwort: «Russland ist eine Nation von 180 Millionen Menschen. Nach Kriegsende wird sie wie eine angeschlagene Zentrifuge auf hohen Touren in Stücke fliegen!»

Im Gegensatz zu Roosevelt stand Dorothy Thompson in der vorderen Reihe der Publizisten, die wie Louis L. Lochner und Christopher Emmet neben Friedrich Stampfer und Katz für eine Friedenspolitik des Wiederaufbaus schon im Kriege eintraten. Sie schrieb im April 1945 in der «New York Post» verständnisvoll: «... und wenn es nur zehn Deutsche mit einwandfreier Vergangenheit gibt, die ein Wiederaufbauprogramm vorlegen, sollten wir es ohne Misstrauen annehmen!» Sie kannte Berlin aus ihrer «Taverne»-Zeit als Korrespondentin und bewahrte ihre Zuneigung zu Brüning, dem «stillen Dulder». Sie fasste auch das Ideengut von Graf Moltke-Kreisau als Einführung in eine neue heile Welt und als ihr persönliches Anliegen auf wie idi. In Hasspropaganda verfiel nur die Gruppe um Walter Loeb, die sich der Vansittart-These einer Ausrottung Deutschlands verschrieb. Sie wurde auch von jüdischer Seite scharf angegriffen. Als Einzelgänger suchte Friedrich Wilhelm Förster, fanatischer Pazifist und Weltverbesserer, ausgerechnet Brüning und seine Gesinnungsgenossen als «Friedensbrecher und Kriegsknecht Hitlers» zu verfemen, weil wir nicht unser Volk und Vaterland auf ewige Zeit verdammen liessen. In einer SPD-Konferenz hatte er den Antrag protokollieren lassen, Deutschland müsse für 60 Jahre unter Zwangsverwaltung gestellt werden. Nach Verurteilung durch Max Brauer, den späteren ersten Bürgermeister von Hamburg, wurde dieser Vorschlag gestrichen. Von Einigkeit unter den Vertriebenen war nicht allzuviel zu spüren. Wer konservative Parolen ausgab, wurde von den radi-

kalen Emigranten verketzert. In kindlichem Trotz liessen Stalinisten ihren Zorn über die Nichtbeachtung gelegentlich an Brüning und mir als Märchenerzähler aus. In einer 1942 von Mexiko aus verbreiteten Broschüre «Nazis im Untergrund» schrieb Paul Merker, der später in einem von Ulbrichts Zuchthäusern in der DDR landete: «. .. Sie glauben, gute Deutsche zu sein. Sie meinen, Deutschland müsse stark sein, eine starke Armee und Marine haben, und sie treten ein für all die Züge des Hitler-Regimes, die letzten Endes diesen Krieg verursacht haben ... Sehen Sie sich Gottfried Treviranus an, der mit seinen 56 Jahren und weissem Haar immer noch ein wenig wie ein Offizier in Zivil aussieht. Er war ein Offizier im letzten Kriege, ein erfolgreicher Kommandant eines deutschen Torpedobootes, dann ging er in die rechtsstehende konservative Deutschnationale Partei, die für fast 10 Jahre in der Opposition gegen die Weimarer Republik stand(!). 1930 trat er in das Brüning-Kabinett ein. Er unterstützte Brüning. Obwohl die Nazis ihn umbringen wollten, nahm er in London weder öffentlich gegen sie Stellung, noch schloss er sich einer Bewegung an, die antinazistisch war. Er verhielt sich ruhig, offiziell ohne politische Haltung ...»

Brüning und mir lag karitative Fürsorge als politische Zukunftsarbeit näher als der Parteistreit unter Emigrierten im luftleeren, engen Raum.

Nach der Besetzung Frankreichs durch die SS und unter Entmachtung der Vichy-Regierung suchten Tausende von Vertriebenen über die Pyrenäen oder zur See dem drohenden Verhängnis zu entkommen. Die meisten Flüchtlinge drängten sich zur Überfahrt nach USA. In dem von Professor Varian Frey gegründeten Hilfskomitee war Brüning ein unermüdlicher Fürsprecher bei den Machthabern in Washington D. C., ein unermüdlicher Spendensammler und Unterstützer aus eigenem Einkommen, während es mein Anliegen als Leiter des Thomas Jefferson-Funds war, den Vertriebenen der ersten Stunden die Sorge um Nah-

rung zu mildern und Arbeitsplätze zu beschaffen. Hier arbeitete ich zusammen mit der CARE-Organisation, die von Dom Odo, dem Herzog Albrecht von Württemberg, gegründet worden war und sich nach Kriegsende in grösserem Umfange mit der Paketverschiffung von Lebensmitteln in die zerstörte Heimat befasste. Statistiken über die Zahl der über die halbe Welt verstreuten Flüchtlinge Volksdeutscher Herkunft gibt es nicht. Allen Vorurteilen zum Trotz waren sich auch die Hitzköpfe unter den Emigrierten einig: Sie wollten einmal wieder nach Hause kommen. Der Grossteil glaubte nicht an ein Tausendjähriges Reich, sondern blieb Deutschland durch Heimweh in gefühlsmässiger Treue auch nach der Kristallnacht von 1938 verbunden.

Brünings langjährige Korrespondenz mit unserem Reichstags- und Ministerkollegen Wilhelm Sollmann, der an der Quäker-Universität in Pendl Hill, Pennsylvanien, lehrte, belegt – wie auch Friedrich Stampfers Nachlass – welche Anstrengungen Brüning machte, um den Familien Hilferding und Breitscheid aus Vichy-Frankreich zur Freiheit in den Staaten zu verhelfen. Unter dem 15. August 1940 berichtet er von der Hilfsbereitschaft des Unitarier-Vertreters in Frankreich, der mehrere hundert Sudetendeutsche und Tschechen aus Prag vor den Nazis gerettet hatte: «. . . Dr. Brettauer hinterlegt die \$ 5'000, die jetzt für die Einwanderung nötig sind, für Hilferding. Er würde es auch für Breitscheids machen und einige andere, glaube ich. Das Affidavit für Hilferding ist von Präsident Shuster bereits gegeben»

Am 20. September meldet Brüning einen Rückschlag: „. . . Leider habe ich diesen Morgen eine sehr betrübliche Nachricht von dem Unitarian Service Committee erhalten. Der Vertreter in Lissabon kabelte heute, dass Massenverhaftungen von politischen Flüchtlingen in Südfrankreich in den letzten Tagen vorgenommen sind nach Nachrichten, die der Vertreter in Peau durch einen Kurier herübergeschickt hat, darunter erwähnt er besonders die Namen von Hilferding und Breitscheid. Ich bin unendlich traurig und habe nur die eine Hoffnung, dass die Nachrichten

absichtlich verbreitet werden, um doch noch die Flucht der beiden zu ermöglichen!» Am 5. Oktober 1940 schrieb Brüning: «. . . Gestern erhielt ich einen Luftpostbrief von Hilferding vom 16. IX. aus Arles! Er hat vor längerer Zeit das USA-Visum erhalten durch Sheppard Morgan, aber die Behörden haben sich bisher geweigert, ein Ausreisevisum zu geben. Das trifft auch für Breitscheids und die Tochter von Hermann Müller zu ... Es ist möglich, dass diese Überführung nach Arles die Vorbereitung für die Auslieferung an die Nazis ist. H. schreibt, dass seine Frau, die zwei Tage nach ihm Paris verlassen sollte, seit Juli verschollen sei. Alles in allem ist es tragisch. Trotzdem habe ich noch Hoffnung. Ich erhielt eine unerwartet günstige Antwort auf einen Brief, den ich an einen einflussreichen Diplomaten schrieb. Wenn ein Schreiben dieses Herrn noch vor der Auslieferung eintrifft – es ist mit 14 Tagen zu rechnen –, werden die beiden Frauen wohl gerettet werden. Ihr H. B.»

Alle erforderlichen Papiere für die Ausreise waren schliesslich im Januar 1941 bereit, Passagen bezahlt. Die Freunde fuhren von Arles am 27. Januar nach Marseille zur Platzbuchung. Die erste Möglichkeit einer Abreise war am 4. Februar, aber nur noch freie Plätze im Schlafsaal für Martinique. Hilferding buchte, Breitscheid entschied sich für Warten bis zum 14. Februar. Bei der Rückkehr nach Arles begann das Verhängnis: Entziehung der französischen Ausweise, Auslieferung in Vichy am 10. Februar an die Gestapo. Hilferding überlebte nicht den 12. im Gefängnis La Sante in Paris, Todesursache nicht bekannt. Breitscheid wurde überführt nach Berlin in die Albrechtstrasse und starb bei einem Bombenangriff 1943 im KZ Buchenwald. Frau Hilferding wurde in Paris freigelassen nach dem Tode ihres Mannes, von dem sie erst bei der Suche in Arles erfuhr und erreichte Marseille und Boston, Mass., ohne weitere Unterbrechung. Brüning und Sheppard Morgan übernahmen die Fürsorge für den Lebensabend in Boston, bis Frau Rose 1964 die Erde verliess.

An unseren gemeinsamen alten Freund Hans von Raumer schrieb Brüning 1960: «Es bleibt mir immer unfassbar, welche mangelnde Weitsicht die siegreichen Westmächte in Potsdam nach dem Zweiten Weltkrieg bewiesen haben. Da ein grosser Teil der entscheidenden Leute von damals heute noch oder wieder in entscheidenden Stellungen sitzen, so wird versucht, eine öffentliche Diskussion der Potsdamer Verhandlungen und der merkwürdigen Vorgänge von damals der Öffentlichkeit noch vorzuenthalten. Es gab nur eine Persönlichkeit, die damals die Folgen der Potsdamer Entschlüsse sofort klar erkannte, mein alter Freund und Gönner Stimson, der unter Protest Potsdam verliess und wenige Stunden nach seiner Rückkehr mich bei meinem Freunde F. Barry in Long Island besuchte und mir die Einzelheiten berichtete. Da er die schärfste Kritik an der Politik der Westmächte in Potsdam äusserte, wurde er zu den entscheidenden Verhandlungen nicht mehr eingeladen . . .»

Henry Stimson gehörte als Kriegsminister nicht zur offiziellen Delegation, war jedoch von Truman als Berater zugezogen worden. Er hatte gegen den Wunsch Eisenhowers, der den Chef des Stabes, General Walter Bedell Smith, gleichzeitig zum Zivilverwaltungschef der amerikanischen Besatzungszone zu bestellen wünschte, für diese Aufgabe einen besonderen Posten, den eines Stellvertretenden Chefs des Stabes, einrichten lassen, und zwar für den bisherigen Assistenten des Aussenministers, General Clay. Dadurch kam als Gouverneur der rechte Mann nach Berlin, der die Luftbrücke schuf. Als Stimson die Brüning gegebene Zusage, gegen eine Zerschlagung Deutschlands einzutreten, vergeblich bei Truman durchzusetzen versucht hatte, nahm er die Nachricht aus Washington, dass der Atombomben-Abwurf-Versuch gelungen sei, zum Anlass, als Ressortminister für die weiteren Entscheidungen der Verwendung der A-Bomben aus Potsdam abzureisen.

Nachdem in Jalta eine Aufteilung des Deutschen Reiches grundsätzlich von den drei Grossmächten beschlossen worden war, hatte

eine interalliierte Kommission von Regierungsvertretern mit Lineal und Schere ein Schnittmuster hergestellt für die künftige deutsche Landkarte. Dies wurde der Konferenz von Potsdam vorgelegt und nicht mehr von den Delegationen diskutiert. Die Durchführung ergab das heutige Bild, bemäntelt als Provisorium eines späteren Friedensvertrages, der heute nur ein Traum und nicht einmal ein schöner geblieben ist. Annexionen werden laut den geschichtlichen Erfahrungen kaum ohne Gewalt rüdegängig gemacht.

Um die bitterste Hungersnot der Wartejahre bis 1948 zu lindern, bis die grosszügige Care-Paket-Aktion der amerikanischen Besatzungstruppen unter Pentagonführung einsprang, stellten wir die Hilfsarbeit des Thomas-Jefferson-Fund Inc. für Emigrierte und Vertriebene um auf Lebensmittelsendungen in Paketen und Kisten für die Heimat, in enger Zusammenarbeit mit Dom Odos O. B. CARE Gründung. Im September 1947 konnte ich dadurch zum ersten Male die Heimat Wiedersehen und in Hamburg eine Freistellung von Verzollung für Liebesgabensendungen aus Kanada bei der Britischen Zolldirektion durchsetzen, was wesentlich durch den Umstand erleichtert wurde, dass der Leiter dieser Behörde, wie sich ergab, im Nachbardorf Addlestone die gleichen Rosensorten züchtete wie ich in Ottershaw 1935-

Mein Briefwechsel mit Rudolf Pechel vom Januar bis Juni 1947 gibt in knappen Sätzen einen Querschnitt durch unsere Arbeitstage der Fürsorge im anderen Europa für die Heimat: 26. Januar 1947, Monroe, Mich. «Endlich kann ich Sie unmittelbar erreichen. Wir hatten trotz Heuss- und Pavel-Umweg keinen Erfolg, bis Klaus Dohrn von Ihrem Zusammensein in Genf berichtete, gleichzeitig Lindeiner Hals gab und nun die «Rundschau» mit fünf Heften Zeugnis von Ihrer Arbeit ablegt. Es tut gut von Ihnen zu hören. Ja, wir sind kinderlieb geblieben. Wenn ich nicht seit 12 Monaten 16 Stunden am Tag arbeiten würde, möchte ich Ihnen sofort einen Beitrag schicken. Pläne mache ich

immer noch am laufenden Band. Als mir am 18. 3. 46 die New Yorker «Staatszeitung» in den Schoss fiel und ich über Nacht einen finanzkräftigen Nachbarn aus Freudenstadt auftrieb, der mich als Verleger unterstützen wollte, setzte ich Ihren Namen in grossen Lettern an die Spitze der Korrespondenten. Binnen 8 Tagen hatte mich aber der Anwalt des Nachbarn herausgedrängt, um die Zeitung selbst in die Hand zu bekommen. Niemand gelang es, und der alte Schlendrian geht weiter. Das schlafende Heer der stammverwandten Bürger ist gewaltig verängstigt. Hitler hätte es in den Staaten leichter gehabt als bei uns. Soweit mich die Brotarbeit – ohne Aufstrich – für Stunden freigibt, schlägt die Flut der Überseepost über mir buchstäblich zusammen. Bin dankbar für jede Zeile des Erlebens drüben, des Berichtens über die Trümmer, den Jammer, die Alltagszweifel, das allzumenschliche Zerrbild eingeengter Gemeinschaft. Jeder Brief rührt Quellen versunkener Erinnerung auf, die dann überfliessen und dem Körper die Ruhe nehmen. Und wie mir geht es vielfältig dem Meister Ekkehart, anfälliger als ich, schwarzseherisch, oft überirdisch klar und wahrhaft weise, trägt er die Bürden aller Freunde, der toten und überlebenden, mit selbstzerfleischender Inbrunst. Da die Gegenwart freudlos, die Zukunft düster war, seit wir in die Fremde gingen, waren unsere Tages- und Nachtgespräche in Erinnerung versunken. Wenn Freunde dazukamen, war der gute Tre. die Zielscheibe unmöglichster Münchhausiaden, ausgeschmückter Begebenheiten. Aber selbst diese Ausspannung hielt nie lange vor. Darum bin ich die Jahre hindurch nicht ohne Sorge um seine Gesundheit gewesen. Zu Weihnachten hatte er eine schwere Grippe. Das Klima ist rau und unbeständig an der Boston-Küste. Ich hoffe, dass die Sommerreise in die Schweiz ihm aber in jeder Richtung gut tun wird. Die Reichstagsboten-Erklärung von Baade und Genossen hat er nicht unterschrieben, weil ich für die Genossen «zu rechtsgerinnt» sein sollte, um meinen Friedrich-Wilhelm daruntersetzen zu dürfen! Mit Fr. Stampfer, der leidenschaftlich allwöchent-

lich seine Feder gegen die Zerfledderung Deutschlands führt, sind wir gut Freund. Ich beschränke mich auf die Fürsorge bei CARE und den Thomas-Jefferson-Fund, Inc. Als Ablenkung vom Geschäft des Maschinenfabrikanten . . . Herzlichst Ihr TRE.»

14. 2. 1947, Monroe, Mich.: «Mein lieber alter Pechel: Das erste unmittelbare Lebenszeichen von Ihnen – nach anderthalb Jahren Bemühen, Ihrer habhaft zu werden, trotz Karl Brandt und Lindeiner und Konrad Kellen – begrüße ich mit besonderer Freude. Auf Klaus Dohrns Nachricht hin habe ich bereits nach der Mecklenburger Allee an Sie geschrieben und einen Paketdienst eingeleitet, der Sie von unserem Gedenken laufend überzeugen soll. Zu meinem grossen Kummer ist an Hermann Muckermann, meinem getreuen Nachbarn am Schlachtensee, der mich so glücklich an der Grenze ablieferte, noch keine Sendung durchgekommen. Idi habe von Brüning noch nicht die Anschrift in Frohnau bekommen, weil er durch Grippe, Nierentzündung und Sulfakur seit Heiligabend sehr gehemmt ist. Seit zwölf Jahren haben wir Ihrer mit steter Sorge gedadit. Der Heimgang so vieler Freunde des kleinen Kreises, denen B. volles Vertrauen schenkte, lässt die Überlebenden ihm um so mehr am Herzen liegen. Paul Simons früher Tod, Letterhaus', Habermanns Sterben hat ihn sehr müde gemacht. An Klarheit der Erkenntnis kommt ihm hier niemand nahe. Er fürchtet nach meinem begrenzten und befangenen Urteil – Sanguiniker vs. Pessimist – zu sehr die Ablehnung durch die Stelleninhaber von links und Omgus, als dass er sich so herausstellt, wie es wünschenswert wäre. Ich hoffe, dass die Ferienreise in die Schweiz im Sommer gelingt. Wenn idi frei wäre, würde ich – mit ihm resignierend – hinüberkommen. Aber ich kann mir das Losreisen von dem Broterwerb noch nicht leisten. Die «Rundschau» bekomme ich laufend, schreibe an einem Beitrag «Lebensraum» für Sie.

Ich habe im letzten Jahr allzuviel Zeit und Sorge für das Wohlergehen der mir hier in den Schoss gefallenen deutschgegründeten Firmen verwenden müssen, als dass ich mich wohlfühlen

würde. Zwischendurch komme ich ab und zu an die Luft für Vorträge in Detroit und Cleveland Clubs. Tropfen in ein Fass, das erst überlaufen muss, ehe die Massen sich rühren. Helene Weber schreibt: ‚Dulden, warten ist das einzige, was uns geblieben ist.‘ In alter Freundschaft mit herzlichem Gruss an Ihre Frau und in der Hoffnung, dass Sie gesundheitlich alles durchstehen können, Ihr Tre.»

1.3. 1947, Monroe, Mich.: «Lieber Pechel, herzlichen Dank für Antwortbrief aus Worb. Ich habe Adressenberichtigung veranlasst. Übersetzung werde ich mit oder auch ohne Klaus Dohm veranlassen. ‚Lebensraum‘ ist in Anführungszeichen gedacht. Muss erst Postrückstände – 127 – aufarbeiten. Dryander schreibt von zwei Manuskripten von Otto Hoetzsch «Alexander II.» und «Kleine Russische Geschichten Hassells Erinnerungen habe ich gelesen. Fand seine Erkenntnis des wahren Bismarck recht verspätet. Waren wir alle so pueril trotz persönlicher Begabung? Oder wohl spätreif.

Ich habe alle Bonhoeffers als Patenfürsorger adoptiert, ausserdem von Friedrich Stampfer 150 überlebende SPD-Grössen übernommen auf eine Spenderliste.

Suche mein Gewissen, fern vom Schuss zu sein, mit Redenhalten ringsum zu betäuben. Mache mir grosse Sorgen um H. B., der sich nicht von der Grippe zu Weihnachten erholen kann und müde, zittrige Krakel schreibt. Ich plane am 8. zu ihm nach Boston zu fliegen, um ihn aufzumuntern. Es wäre eine neue Tragik, wenn aus der Schweizer Reise nichts würde. Aber schon der Gedanke ans Alleinreisen macht ihn unruhig und nervös. Mein geplagter grosser Bruder! Der lausige Broterwerb kettet mich leider sehr an diesen Platz, sonst würde ich mich in Boston vor Anker legen. Ich wollte, ich könnte ihnen beiden von meiner Gesundheit abgeben. Hermann Muckermanns Anschrift habe ich aus der «Rundschau» herausgeklaut. Pakete in Gang gebracht zu ihm. Prof. Fritz Kern wohnt in Belfaux b. Fribourg. Hat sich ge- mausert, meint H.B. Schreibt fleissig. Hat angeblich Manuskripte

von Groener im Fotostat-Original, von der Witwe an Nazis verkauft, vernichtet. Paul Lobe frug, ob ich wiederkommen werde. Habe mich als freiwilligen Nothelfer, Botschafter und Arzt einstweilen hier als besser am Platz bezeichnet. Herzliche Grüsse im alten Sturmschritt, Ihr Tre.»

22. 3. 1947, Monroe, Mich.: «Mein lieber Pechel, als ich Ihren Brief vom 15. aus Clärens heute früh zur ersten Hälfte gelesen hatte, holte ich mein Paketbuch aus der Lade und fügte den Namen Ihrer Mutter ein. Dann kam ich zum Schluss, der am 17. angefügt war: ‚Verstorben.‘ Ich fühle mit Ihnen den Schmerz dieses Verlustes. Um Ihre Schwester werde ich mich kümmern. B. hat recht, ich arbeite immer noch mehr mit dem Herzen als dem Verstand. Aber das Herz bringt vielleicht reinere Töne hervor. Die Nachbarn am Lake Erie hören wenigstens in lautloser Stille zu, wenn ich über den Frieden rede. Ich war am 9. 3. mit Barbara bei B. im Krankenhaus. Die Kolibazillen haben ihm sehr zugesetzt, aber der für den 10. vorgesehene Eingriff ist nicht erfolgt, weil die Ärzte sich genug Fortschritt von der Pferdekur versprechen. Bei seiner sensitiven Natur und dünnen Haut bringen ihn alle Schmerzen doppelt rasch auf den besagten Hund. Dietrich – Baden, Theodor Heuss, Otto Gessler schrieben letzte Woche. Viele Fragen von ihnen wecken alte Erinnerungen an die Kaisertage Ende Mai 31, die B. so aufgewühlt hatten, dass er erst wieder zu innerer Ruhe kam, als er in Harvard 1937 einen festen Arbeitsplatz gefunden hatte. Ich habe meine Notizen über den Ablauf nicht vernichtet, obschon ich nie Tagebuch geführt habe. Als wir nach Meissners Besuch bei Brüning am 28. Mai 32, den ich veranlasst hatte, nachmittags mit Dietrich und Stegerwald in der Reichskanzlei zusammensassen, hatte ich mich vergeblich bemüht, Brüning zum Appell an Paul Lobe zu bewegen, eine Einberufung des Reichstages über den Kopf Hindenburgs hinweg zu erzwingen. Stegerwald, der B. innerlich nicht grün war, weil er sich für den besseren Politiker hielt, grunzte ablehnend. Das gab bei B. den Ausschlag, zu resignieren.

«Alle ausser Ihnen haben mich abgeschrieben, weil ich die Gerichte nicht auf der Platte servieren kann. Niemand kennt die wahre Lage, niemand hat die Geduld zu warten», sagte er mir am Abend danach.

Das Völkchen der Politikaster ist hier und in England und in Frankreich nicht anders als bei uns, eitel und letzten Endes unklug. Rumbolds Berichte sind jetzt im Foreign Office veröffentlicht, geben B. in jeder Phase recht. Meine extempore Polenrede im August 1930 hat R. verschnupft. Aber ich mochte ihn gern. Leider sind Fred. Sacketts Privataufzeichnungen auf seinen Wunsch bei seinem Tode dem State Departement übergeben worden, das sie nicht veröffentlichen wird.

Es ist Sonnabendnachmittag, und ich bin allein in der Fabrik. Deshalb erlaube ich mir den Luxus, Ihnen sofort zu antworten . . . Meine Frau und mich drängt es immer gewaltiger, nach drüben zu kommen und nicht länger abseits zu stehen. Nicht um mitzureden. Zum Parteimann war ich nicht geboren. Heute bin ich vollends dazu verdorben. Das hilflose Zusehen aus der Ferne macht niemandem Freude. Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus, Ihr alter TRE.»

9. 5. 1947, New York, Savoy Plaza Hotel: «Mein lieber Pechel, Dank für den Abschiedsbrief aus dem grünen Alpenlande. Rückkehr in die schwere Nachwinterkrise ebenso hart wie ins Gefängnis. Stehe sehr unter dem vorgestrigen Wiedersehen mit Niemölers, die auf Wiedereinreisevisum warten, so dass ich sie nicht vollends verpasst habe bei ihrem fünfmonatigen Aufenthalt. Hatten gestern Abend im Liederkranz Sitzung über Beschleunigung Hilfsaktionen (Verschiffung in Ladungen mit Liberty-Schiffen und deutscher Bemannung nach Bremerhaven), Einstellung der Zerstörung von Düngemittelfabriken, Einstellung der Denazifizierungsverfahren. Kongress sehr besorgt unter üblicher Oberflächenruhe, seit Moskau renonce.

Unser Freund B. wird nicht ausreisen. Fühlt sich nach monatelanger Sulfakur nicht recht wohl. Da kein Visum für Heimat

erteilt und auch mein Gesuch auf sechs Monate zurückgestellt wird, wär bestenfalls Wiedersehen mit Schwester in Holland möglich. Difficile est satiram non scribere. Reden kann man wenigstens.

Habe am 1. Mai durch Firmenverkauf Monroe-Posten aufgeben müssen, bin hier einstweilen vor Anker gegangen. Dom Odo geht nach Schwaben zurück. Hoffe, im Sommer mehr Zeit zum Schreiben zu finden. Paketdienst schwer leidend unter Enttäuschung vieler Besteller über sehr schleppende Beförderung. Schweiz wie U. S. Mail verweist auf höhere Gewalt. Hoffe, dass die unsrigen inzwischen angelangt sind. Ich warte *sehr* auf ein Widersprechen. Gruss an Ihre tapfere Gattin von uns Hansen im Glück. Niemöller sehr erholt, hoffe von Ihnen das gleiche. Bitte grüssen Sie Muck herzlich. Werde versuchen, Ihr Manuskript in Milwaukee an rührigen neuen Verleger zu geben, wenn ich am 22./23.5. dort bin. Ihr Tre.»

19. 6. 1947, New York 21, 164 East 63. Str.: «Mein lieber Pechei, leider dauern Briefe länger, aber es ist gut, wenn man überhaupt voneinander hören kann. Mein Kolonialwarenhändler Rahmeyer ist stolz, dass er rascher geliefert hat als die Schweizer Caritas oder Nothilfe, deren schleppende Auslieferung hat den hiesigen Mittlern wie CARE, bei der Barbara als Schatzmeister aushilft, viel Kummer und unendliche Mühe mit Beschwerden gemacht. Es gibt ja anscheinend in diesem Jammertal keine Möglichkeit, etwas reibungslos ablaufen zu lassen. Ich habe grade heute mit Canada-Packers, Toronto, und der Gross-Einkauf Hamburg einen Vertrag abgeschlossen, wonach endlich in Ladungen nach dem Hamburger Hafen Fleischkost an die GEG als Liebesgaben geliefert wird, wenn die CARE bzw. ich die Spender auftreibe, die Gutscheine für Dollar 2,50 (11'250 Kalorien) verschicken und in jeder Konsumvereinverkaufsstelle eingelöst werden können.

Die riesengrosse Wolke der russisch-amerikanischen Differenzen hängt so tief über jeder Tätigkeit, dass die meisten Menschen auch hier müde den Kopf hängen lassen.

Unser Plan, mit Brüning acht Wochen am Hudson zu übersommern, ist heute früh dahin umgewandelt, dass er in Andover bleibt, um an der Durchsicht seiner Erinnerungen zu arbeiten, die durch seine Krankheit leider um fünf Monate verzögert ist, dringlicher denn je, seit die Verdrehungen drüben Wurzeln schlagen. Er wird nur auf zwei Wochen zwischendurch sich bei uns verschnaufen. (Ich sehe ein, dass ich mir eine Brille zulegen muss, die Zeilen schwimmen.)

Ich knobele an verschiedenen Plänen, von syndizierter Spalte für U. S.-Zeitungen in Zusammenarbeit mit Chr. Emmet bis zu Bierverkauf in Brooklyn für Rheingold. Man kann auch hier nichts vom Zaune brechen.

Anti-Slavery-League und die Bewegung *For Just Peace* arbeiten fleissig, aber in dieser langen Ferienzeit bis Anfang September mit üblichem Schneckengang. Ich bereise für zehn Tage den Mittleren Westen. Mit herzlichen Grüssen, Ihr Tre.»

11.

In memoriam Heinrich Brüning

«Seht vom Lamberti-Turm ihr rings ins Land, so wisst ihr, wer ich bin – und wie mein Stand!» Heinrich Brüning, Ehrenbürger seiner Heimatstadt Münster, in der die Stubengasse, in der sein Geburtshaus stand, heute seinen Namen führt, ist geblieben, wie er war, als er auszog, um in Ehren zu bestehen. Was ihm zufiel auf seinen Wegen, trug er mit Fassung. Sein Sinn stand nicht nach Auszeichnungen, nach äusseren Würden. Dass ihn die Universität Köln als Ehrensator in den Annalen führte, seit er die Schwelle der 80er Jahre überschritten hatte, war eine unerwartete, dankbar empfundene Würdigung seiner akademischen Jahre am Rhein. Als seine Schwester Maria 1955 in Münster verstarb, entschloss er sich, der letzte seiner Sippe, wieder nach dem anderen Europa zurückzugehen.

«Ich kenne mich in der Heimat nicht mehr aus!» schrieb er im Abschiedsbrief. Die Auswüchse des materiellen Wohllebens im Wirtschaftswunder, das er geholfen hatte, aus der Urzelle zur Reife zu bringen, bedrückten ihn: das Verdrängen des Nachdenkens über Vergangenes, der Erinnerung an die Toten und Gefallenen, die Opfer der Apokalypse als Mahnung, die Flucht aus der Gottesfurcht in den Götzendienst. Er suchte kein Einsiedlerleben, aber er hoffte, jenseits des Ozeans in lang vertrauter Umwelt der Wälder von Vermont ausruhen zu dürfen vom lauten Umtrieb der Nachbarn, wie es die ärztlichen Berater vorschlugen.

Kaiser Karl V. hatte sich im Alter von 57 Jahren nach einer Regierungszeit voller Glanz und Enttäuschung in ein Kloster zurückgezogen. In St. Just blieb er ein aufmerksamer, hellhöriger Beobachter der Welt. Brüning klopfte mit 70 Jahren nicht an eine Klosterpforte, aber er wählte die Einsamkeit der Wälder, in denen die Zeit stiller ging. Er fand in Vermont ein Abbild der Landschaft der Glatzter Berge seiner schlesischen Wahlheimat, Menschen, geprägt von der Arbeit in Berg und Tal, mit einem Einschlag münsterländischer Besinnlichkeit. Ilse Bischof, Malerin und Tochter eines deutschen Vaters, bot ihm die erste Unterkunft

in ihrem Hause in Hartland, bis Brüning in Norwich, Vermont, an der Grenze von New-Hampshire nahe der Universitätsstadt Hanover und der Bibliothek des Dartmouth College ein Holzhaus am Berghang fand mit Raum für seine Möbel und Bücher und für sein Archiv.

Einsamkeit hiess für ihn nicht Verlassenheit. Das «münstersche Kind» betrachtete seit Anbeginn des Lebens dämonische Kräfte als Fremdkörper. Er vergass nicht, welche Not die Wiedertäufer über die Heimat gebracht, welche Wirrköpfe in der Hitlergefolgenschaft die Apokalypse des deutschen Volkes ausgelöst hatten. So baute er lieber Zäune um seinen Garten wie Friedrich Nietzsche, legte wie Theodor Mommsen Wert darauf, so wenig wie möglich von sich reden zu lassen, damit nicht Neugier an der Person den Wunsch nach Erkenntnis des Handelnden überwucherte. Er glaubte an die Wahrheit im Lieblingsspruch seines Freundes Friedrich Dessauer im Brevier «In Gottes Kindschaft»:

*«Das Gültige ist leise,
Das Laute Land und Rausch!
Flüstern ist Gottes Weise,
drum Seele schweig' und lausch'.»*

Das Verlangen nach Aussprache mit anderen Gesichtern schwand naturgemäss mit den Jahren der Abgeschlossenheit und damit auch das Gedächtnis am vergangenen Leben. Als ich im Mai 1961 wieder zu Besuch kam, gestand Brüning mir: «Mir altem Mann geht's wunderbar, hab' viel gelernt! Ich hab hier niemanden, mit dem ich über die Zeiten vor 1937 reden kann, und kann mich immer weniger erinnern. Seit Sie hier sind, kommt alles wieder zum Licht in unserem gemeinsamen Leben. Wenn Sie doch nur hierbleiben könnten!» Das konnte ich nicht im selbstgewählten Umtrieb mit der wachsenden, in der halben Welt verstreuten Familie. Rudolf Alexander Schröder gibt einen harten Rat: «Mag Dir ein Herz gegeben sein, das wünscht und trauert,

die Zeit verlangt es: werde Stein. Stein trägt und überdauert!» Mein Tessiner Nachbar Hermann Hesse dachte milder über das Altern: «Wahrlich, keiner ist weise, der nicht das Dunkel kennt, das unentrinnbar und leise von allem ihn trennt.» Brünings Stütze war das Brevier seiner Mutter: «Der Mensch lebt immer am Rande im Risiko des Lebens, aber ohne dieses Risiko gäbe es kein Leben, nur Vegetieren. Gott ist in jedem Alltag, seine Gegenwart der Kern aller Heilslehren, unabhängig von konfessioneller Prägung. Wer sich nur am Sonntag auf die höhere Gewalt besinnt, kommt nie zur Mitte des Lebens. Ewige Jugend ist nicht zu ertragen!»

Heinrich Brüning prüfte lange nach der Väter Art, ehe er Vertrauen schenkte. Hatte er es gegeben, so hielten seine sorgenden Gedanken für den Freund unermüdlich Wacht, auch in Zeiten stärkster Beanspruchung durch Krankheiten, die ihm über drei Jahrzehnte Mühsal machten, bis ihm im letzten Jahrfünft eine Zeit der Euphorie geschenkt wurde. Die lang währenden Unterbrechungen durch leibliche Anfälligkeit gaben ihm Zeit zur Selbstprüfung in kritischer Distanz. «Nur der Nüchterne ahnt das Heilige, alles andere ist Geflunker!» nennt Max Frisch dies Gnadengeschenk.

Brüning gab nicht an, mogelte sich nicht durch, hielt die Wahrheit für die Nährmutter natürlichen Zutrauens in Gottes Kindenschaft und lehnte mit aller Leidenschaft die Zyniker ab mit ihrem Trost: «Die Welt will betrogen werden, also lass uns sie betrügen!» Sein Herz ging aus und suchte Angst und Not zu stillen. Durch tätige Mithilfe für lange Zeit. Für Rose Hilferding und Paul Scheffer fand er in der Nähe im Bostoner Raum Unterkunft und Versorgung aus eigenen Mitteln und Spenden des Freundeskreises. Besucher von aussen wurden in der «Norwich Inn» als Gäste untergebracht, nur wenige Schritte bis zum Bergang-Garten an der Tischler-Strasse mit dem Holzhaus, in dem Claire Nix den Hausherrn in getreuer Zusammenarbeit seit 1937 betreute, gepflegte und abschrimte. Ihr ist es in erster Linie zu

danken, dass Heinrich Brüning seinen Lebensabend in ruhiger Beschaulichkeit beschliessen durfte, in eigenen Wänden inmitten der Erinnerungszeichen an die Heimat und die Menschen, die ihm nahegekommen waren.

Man kann nicht sagen, dass er es je der Masse Mensch leicht gemacht hat, sein Wesen zu entschlüsseln. Seine Augen brauchten starke Gläser, die er selten ablegte. Der Ausdruck seines Gelehrtenkopfes erschloss sich nur dem andächtigen Betrachter, da er selten dem Augenblick verhaftet war und meist mit seinen Gedanken zwischen Nähe und zeitloser Zukunft schwebte. Auch dieser Christopherus hatte sich zu seiner eigenen Bürde die Last der Welt aufgeladen. Darum gruben sich die Augen in das Gegenüber ein, wenn sie nicht über ihn oder sie hinwegsehen, während er eine Frage an die Person stellte. Sein Blick fesselte jeden, der gewahr wurde, dass dieser Mann Wesentliches aussagen konnte in einer oft schwerfliessenden, zögernden Art. Wortkarg nannten ihn die Fremden. Wie sollten sie wissen, dass auch die stummen Lippen, die Augen Fragen an sie stellten, die im Ego gefangen waren. Brüning sprach deutsch, kein Platt, kein Schlesi-sch, keine Berliner oder Münsterländer Mundart.

Er anerkannte Grenzen des Gesprächs: «Wer nicht mit Rhein-wasser getauft ist, soll nicht Kölsch reden wider seinen Näch- sten!» Nur selten wurde er in der Erregung beredt. Toleranz der Gesinnung wurde ihm geschenkt, weil er von sich aus sagen konnte: Nil humanum a me alienum esse puto! Sachliche Kritiker wie böse Zungen unterstellten Brüning in den kurzen Jahren im Rampenlicht, dass ausgerechnet ihm Kenntnis und Erfahrung der menschlichen Vielfältigkeit fehle: «Dünnlippig . . . mönchisches Aussehen . . . halb Kardinal, halb preussischer Offizier . . . Buch mit sieben Siegeln» – ja, die Skala lief bis zum «timiden» Feig-ling! Gerrt Grottes «Nachfolge Christi» gab ihm die Gleichmut: «Man muss auf Gott vertrauen, wenn die Wortpfeile anschwir- ren!» Er brauchte keine Vorlesungen über Sozialpolitik oder Soziologie zu hören.

Darum sprach Brüning mit Königen und Kärnern in gleicher innerer Sicherheit als Kunder ererbter, angeborener Humanität. Dadurch fand er bei Begegnungen mit Frauen Vertrauen und Zuneigung. Den Schlüssel zum eigenen Herzen gab er selten aus der Hand. Im mittleren Alter gestand er mir: «. . . Ich habe früher geglaubt, wer sich dem Dienst an der Menschheit, dem Gemeinwohl verschreibt, der sollte sich keinem anderen allein zuwenden, keine Familie gründen. Nun ist es zu spät!» Aber der Trost, den Hölderlin in seiner Ode an Louise Nast gepriesen hat, war auch ihm zuteil geworden.

*«Lasst sie drohen, die Stürme, die Leiden!
Lass trennen – der Trennung Jahre
sie trennen uns nicht! Sie trennen uns nicht!
Denn mein hist Du! und über das Grab hinaus
soll sie dauern, die unzertrennliche Liebe . . .
Dann Freundin – lohnet auch Freundschaft –
auch Freundschaft – der Ewige!**

Brüning misstraute dem zu grossen Schwung der Empfindungen, obschon er prophezeite, Hölderlin würde im Jahre 2000 neben Goethe gestellt werden. Seine Zukunftsbetrachtungen pflegten in dunklen Farben, bestenfalls hellgrau getönt zu sein, um die Umwelt aufzurütteln und den Mut zur Gegenwehr zu stärken. Das führte manche Betrachter dazu, ihm Hang zur Spökenkiekerei anzukreiden, die ihn am Handeln hindere, wenn es not tue. Brüning glaubte an die altchinesische Weisheit des Wu-Wei: «In tiefer Not kann Nicht-Handeln höchste Aktivität sein.» Die oft gerühmte, angeblich befreiende Kühnheit des Grifts nach den fernen Sternen betrachtete er als geschwellenen Hochmut. Er lebte nach der östlichen Wahrheit von 1383: «Es ist gar wenig, dass Du nicht einmal zuweilen Worte anhältst, der Du noch nicht starke Schläge zu ertragen vermagst. Und warum gehen Dir so kleine Schmerzen zu Herzen? Weil Du noch mehr als sich ge-

bührt auf die Menschen acht gibst . . . weil Du Dich scheust, verachtet zu werden . . . Siehe, wenn sämtliches gesagt werden könnte . . . was würde es Dir schaden, wenn Du es in allem hingehen liessest und nicht gewichtig wie einen Hahn wögest! Wird es Dir auch nur ein Haar krümmen?»

Seine Hellhörigkeit führte nicht zu Misstrauen ohne begründete Erfahrung. Aber gegen berufsmässige Ausfrager war er oft abweisend aus der Sorge, dass sie sich zu Unrecht auf seine Autorität berufen könnten. Auch seine angeborene keltische Munterkeit im Missionseifer war ihm nicht immer recht, darum machte er mir zuweilen Vorwürfe wegen ungenügender Sorgfalt vor Missbrauch seiner Offenheit. Es war ihm in der oft quälenden Wachheit des Wissens nicht gegeben, selbstvergessen vor sich hin zu singen oder zu pfeifen. Die Jugendfreunde lobten sein Klavierspiel, seine Freude bei Albert Schweitzers Orgelspiel, beim Klang von Adolf Büschs Geige, beim Plattenabspielen der sechs Brandenburgischen Bach-Konzerte in seiner Klausur im Lowell Haus und in Norwich. Dimitri Mitropoulos, Gastdirigent in der Carnegie Hall, Manhattan, und griechisch-orthodoxer Religionsphilosoph, schrieb mir 1954 nach einer gemeinsamen Mahlzeit mit Brüning: «Welch ein Mensch, aber zu schade für die Politik!» Mein musischer Freund irrte. Würde es mehr von Brünings Art unter den Politikern geben, würde die Zukunft der Menschheit weniger im Dunkeln liegen. In ihm steckte ein Erbe der Schwermut der Münsteraner Kinder von 1648, die nach dem feierlichen Friedensschluss in ihrer Stadt fragten: «Mutter, was ist Friede? Schlägt auch der Fried' uns tot?» Sie wussten, was Krieg und Not war. Das vergisst sich in bodenständigen Sippen auch nicht in dreihundert Jahren. Ein lautes Lachen habe ich von Brüning nur selten gehört, ein Lächeln oft genug gesehen. «Er ist mir zu tugendsam, Ihr Freund», stöhnte ein Bekannter. Niemand kann der Tugend verhaftet sein, weil es keine Tugend an sich gibt, sondern nur in Verbindung mit einer Handlung. Der Fremde meinte wohl die Redlichkeit, die innere Helle seiner Persön-

lichkeit, grossmütig im Denken, demütig gefangen in einem unabdingbaren Mitleiden in der Zweiheit seines Schweigenkönnens, dieses wahren Glückes, wie es Goethe beschert war.

Wenn Brüning ein Problem auf der Höhe seines Lebens in Gedanken zergliederte, verglich ich ihn mit einem Raucher, der vor dem Genuss den Tabak selbst bündelt, zudreht, zupft, rollt, immer noch einmal anfeuchtet, bis er ihn schliesslich glimmen lässt. Brüning bedauerte den Missbrauch von Systemen und Doktrinen der Wissenschaft durch Zauberlehrlinge. Er verstand, wenn Kunst sich in abstrakte Formgebung flüchtete, weil auch Nichtkünstler sich Abbilder ihrer Fantasie zu schaffen wünschten. Er sah im Aufkommen der Zwölf-Ton-Skala die Bestätigung, dass die Symphonien und Melodien der Zeit von Bach, Haydn, Mozart und Schubert nicht mehr Anklang finden, weil die beschwingte Ruhe des Geniessens, des Nachempfindens den Menschen in jüngerer Zeit fehlt, aber er hoffte auf die Wiedergeburt der Freude an melodischer Musik. Er versuchte, vor Selbsttäuschung, Eitelkeit und Ruhmsucht sicher zu sein. Er war geradezu betroffen, wenn ihm einmal allseitige Anerkennung gezollt wurde. Er war frei geblieben von entnervender Menschenverachtung trotz des kritischen Ohrs für Beteuerungen der Treue und Anhänglichkeit, für Lobhudeleien und Hassgesänge. Begeisterung, Sehnsucht nach Idealen, Opferwilligkeit liess er gelten. Aber sein durchgebildeter logischer Verstand sah schon von ferne die Hürden auf dem Wege zur Verwirklichung guter Vorsätze. Er war in früher Jugend wie in der Mitte der achtziger Jahre gütig und streng, nicht weich, nicht hart. Freunde und Verwandte meinten, dem frühverwaisten Muttersohn sei das Aufwachsen ohne Vater und jüngerer Geschwister zu einer Quelle früher Einsicht in feminine Veranlagung geworden.

Seine Neigung zum einsamen Meditieren war angeboren und für ihn fruchtbringende Langeweile in Pascals Sinne. Aber wenn ein Freund auftauchte, wenn er in Gesellschaft gute Bekannte traf, entspannte sich der Mund zur Fröhlichkeit. Er hielt munter

Schritt mit den Plauderern, erzählte eine Schnurre nach der anderen, meist Münsteraner Gewäsch, und war mit Zechern am Tisch oft der lustigste im Kreise. Die Zigarre, in den Jahren der Kaiserallee und der Reichskanzlei ständige Gewohnheit, hatte später der Zigarette Raum gegeben, auf die er auch als Achtziger nicht verzichtete, wie der Aschenbecher im Vermont-Hause zeigte.

Wenn ich in der Kriegszeit aus New York nach Cambridge zu ihm kam, musste ich stets auf ärztlichen Wunsch einen Vorrat von Denicotes-Filtern mitbringen. In der Vermont-Klausur gab es weniger und längere Kippen. Brüning nannte das: «Im Alter wird man eben weiser! Sie haben das schon früh gelernt!» Nach dem November 1918 hatte ich das Zigarettenrauchen aufgegeben. Das Glas Mosel, der Steinhäger oder Doppelkorn und ab und an ein Boonekamp waren heimatgebundene Genüsse. In der Fremde gewöhnte er sich an die Mischgetränke vor den Mahlzeiten: Old Fashioned, Dasquiro, Gin Fizz oder Martini und Soda zum Whisky oder Bourbon. Mit den Jahren wurde die Mischung immer wässriger. Dafür sorgte Claire Nix. Sie war es auch, die mir schrieb, ich möge den Freunden und Nachbarn ans Herz legen, die Geburtstagspakete von Weinen und geistigen Getränken durch Stiftung von Büchern zum Ausleihen an Universitäten oder Spenden für die Studenten-Wohnheime in Bochum zu ersetzen. Eine Flasche Weinbrand reichte für ein halbes Jahr. Auch in fröhlichen Stunden gab es für ihn keine völlige Entspannung.

Auch für ihn sang Justinus Kerner: «Was mit weinendem Auge mir oft die Träne zurückhielt, ist ein spielendes Kind oder ein Vogel im Flug.» So habe ich ihn erlebt, wenn eine Gabelweihe im Nethegau über die «Hegge» zog, die Nachtigall in Surrey Hall hinter den Rhododendronhecken schlug oder in meinem Scharlibber Jagdrevier im Elbe-Havel-Dreieck die Schnepfen über das erste Grün strichen zu Okuli und Lätare.

Wer wie Heinrich Brüning in diesem Jahrhundert mit sensitivem

Gefühlsleben, ständig überfordert in der Beanspruchung seiner Arbeitskraft an Leib und Seele, nie bedacht auf Dank und Würdigung dieser Arbeit durch die Volksgenossen, der unbestechliche Redlichkeit und innere Unabhängigkeit als oberste Tugend ansah, an Gewissenhaftigkeit den grössten Massstab anlegte, der konnte im Ausgang des Lebens nicht in tiefe Schwarzseherei verfallen.

Tief in ihm wurzelte der Gedanke, an der Festigung des gemeinsam tragenden Gedankengutes des Christentums intensiv zu arbeiten. Er war immer frei zu ehrlicher Toleranz. Das Beispiel, das Clemens Wenzeslaus, der Enkel der Kaiserin Maria Theresia, schon im 18. Jahrhundert in Kurtrier gegeben hatte durch den Erlass des Toleranzediktes, das Lutheranern und Calvinisten die öffentliche Religionsausübung gestattete, war ihm ein Beweis, dass es keine unüberwindliche Schranken alter Vorurteile geben könne. Brüning ging auch einig mit Martin Buber, dem grossen Exegeten der chassidischen Glaubenslehre: Die Religionen sind Gehäuse, in die der Geist des Menschen geschickt ist, damit er nicht ausbreche und seine Welt zerspränge.

Er bewunderte den Mut von Johannes XXIII., die jahrhundertalte Kirchenthese: «Die Juden haben Jesus gekreuzigt!» eindeutig zu widerrufen, und lehnte die Behauptung ab, dass Leidenschaft und Fanatismus die grossen magnetischen Kräfte seien, die allein die Massen anziehen vermöchten.

Als Brüning mit mir 1948 zu Gast in der erzbischöflichen Residenz zu Paderborn war, schlug er dem heutigen Kardinal Dr. Jaeger bei einem Gespräch über die Una-Sancta-Bewegung vor, zwei Protestanten, Geheimrat Gottfried von Dryander und Dr. Otto von Kameke, zu den Fuldaer Besprechungen zur Förderung der interkonfessionellen Annäherung hinzuzuziehen. Das geschah dann auch. In seinen Erinnerungen zitiert unser Freund Tilo von Wilmowsky den Abdruck eines Briefes von Brüning vom 21. Juli 1947 an ihn: «... Ich freue mich sehr über die Bemühungen der beiden Konfessionen, sich einander näher-

zukommen und sich gegenseitig zu helfen, den Geist des ersten Christentums wieder lebendig zu machen. Ich bedauere so sehr den Tod meines alten Freundes, Dompropst Simon, mit dem ich so oft schon in jungen Jahren diese Fragen lebhaft besprach. Ich hatte den Glauben an das Näherkommen der beiden Kirchen, war mir aber auch der unendlichen Schwierigkeit klar sowie der langen Zeitspanne, die nötig sein würde, um sichtbare Fortschritte zu erzielen. Aber es ist schon viel erreicht, wenn man nicht mehr die konfessionellen Gegensätze zugrunde legt, die in Parteipolitik ausarten.» Brüning hatte seit jeher ein besonders nahes Verhältnis zu der caritativen Fürsorge-Form auf evangelischer Seite, wie sie 1843 von Johann Heinrich Wiehern im Rauhen Haus in der Nähe Hamburgs und später von Wilhelm von Bodelschwingh in Bethel gestaltet wurde, Anliegen, an denen auch meine Familie seit der Gründung starken Anteil genommen hatte.

Kardinal Bea sprach 1963 mit Zustimmung des Heiligen Vaters das befreiende Wort von den nicht mehr getrennten Brüdern in den christlichen Konfessionen. So rundete sich in Brünings Sinne der Kreis der Brüderlichkeitsapostel zu grösserer Gemeinschaft. Heinrich Brüning war zeitlebens kein Rufer zum Streit, sondern ein Mittler gewesen, ohne jemals zu scheitern – was immer auch Politologen zu deuteln versuchen –, seinem Volke verbunden ohne Eigennutz im Wunsche, es möge zu einem Vorbild unter den Menschen heranwachsen.

Es war nicht Brünings Tragik, sondern die Tragik unseres Volkes und seiner Nachbarn, dass ein halbes Dutzend Männer im Auslauf seiner politischen Arbeit – ob hundert oder tausend oder zehntausend Meter vor der Ziellinie, bleibt sich gleich – nicht drei Wochen warten wollte, bis der Kanzler der Weltkrisenjahre durch das Ziel gehen konnte. Toleranz braucht allerdings Herzensbildung, Freiheit von Hass, Neid als Fundament. Dem Sohn des Münsterlandes war das Preisen mit viel schönen Reden, die Spekulation auf die Käuflichkeit der Wähler fremd, ihm lag die

selbstverständliche Ehrlichkeit der Gesinnung im Blute. «Was du nicht willst, dass man dir tu', das füg auch keinem andern zu!»

Mein Traum vom Dasein eines älteren Bruders in brüderlicher Gemeinschaft, mit dem alles besprochen und geklärt werden konnte, hat sich erfüllt. Ich erfuhr wie Robert Burns den Segen: «Einen Bruder bestehen zu dürfen, wo gibt es grösseres Glück, wenn des Kammers Söhne Brüder sind in Not!»

Auch ich konnte keinen Zutritt erwarten zum inneren Sanktum, das sein eigenes geheimes Leben führen musste wie jeder Mensch nach dem Gesetz, unter dem er ins Leben trat, vielleicht ohne letzte Erkenntnis, ehe der Sennenmann ruft.

Der letzte Händedruck im September 1968 in seiner Einsiedelei war ein Abschied ohne Wehmut, in der Dankbarkeit des Kameraden, der ihn sah, «als wäre es ein Stück von mir».

Ich wünschte mir für ihn die Gnade, nach erfülltem Leben wie der von ihm als soldatisches Vorbild verehrte Graf Helmut von Moltke aus dem Leben gehen zu dürfen, der nach einer Sitzung im Herrenhaus und einer Partie Whist nach dem Vesperbrot ohne Kampf und Schmerz starb. Diese Gnade wurde Heinrich Brüning in gleichem Masse zuteil, als er am 30. März 1970 im Schlaf einging in die seligen Urstände.

Seine Hülle wurde nach den Abschiedsworten des Bischofs von Münster beim Pontifikalamt in der St.-Ludgeri-Kirche, in der er getauft war, im Elterngrab beigesetzt ohne Gepräng, so wie er es sich gewünscht hatte für die Heimkehr.

Nachwort

Anfang Mai 1971, als Brünings Memoiren gerade Bestseller waren, traf ich Treviranus, den früheren Reichsminister aus den beiden Kabinetten Brünings, zufällig auf dem Bahnsteig in Baden-Oos. Er kam an, ich wollte abfahren. Nach kurzer herzlicher Begrüßung sagte er plötzlich: «Ich habe etwas für Sie!» Mit flinken Bewegungen, denen man die achtzig Lebensjahre nicht anmerkte, öffnete er seinen Koffer und gab mir zwei prall gefüllte, mit Steckringen zusammengefaltete blaue Aktendeckel: «Hundertzehn Briefe von Brüning. Und drei Kapitel für den ‚zweiten Band‘. – Behalten Sie sie solange, bis ich Sie Anfang Juli in Hannover besuche. Wir müssen darüber reden.»

Aus dem geplanten Besuch, aus der Unterredung wurde nichts mehr. Am 7. Juli starb G. R. Treviranus im Zug in Florenz auf dem Heimweg nach Palermo, wo er die letzten Jahre gelebt hatte. Mehrere Wochen war er herumgereist und hatte Freunde und Bekannte besucht, als gelte es, Abschied zu nehmen.

Die anderen Kapitel seiner Memoiren fanden wir an vier verschiedenen Orten der Bundesrepublik, bei Freunden, denen er sie mit der Bitte um Kritik überlassen hatte. Ein Kapitel, über das er off gesprochen hatte – «Brüning und Adenauer» –, ist nie gefunden worden. So ist dieser «2. Band» gewissermassen ein Torso geblieben. (Der erste Band, DAS ENDE VON WEIMAR, erschien 1968 im Econ Verlag, Düsseldorf.)

Er gibt aber mehr wieder als nur ein interessantes Lebensschicksal in schweren Jahren. Er gibt einen ungewöhnlichen Einblick – allerdings sehr subjektiv – in das Zeitgeschehen der letzten Jahrzehnte.

Aber auch dieser zweite Band der Erinnerungen sagt längst nicht alles über das, was Treviranus mit Brüning zusammen in den letzten Kriegsjahren «drüben» für Deutschland getan hat; oder was er allein in den ersten Nachkriegsjahren zum Beispiel für die westdeutsche Stahlindustrie – um nur ein Beispiel zu nennen – tun konnte. Es wird die Aufgabe eines Biographen sein, den ganzen Lebensweg des Seekadetten aus der Zeit vor dem

Ersten Weltkrieg, des Seeoffiziers in der Novemberrevolution, des jüngsten Reichstagsabgeordneten, des jüngsten Reichsministers und des Führers der «Jungkonservativen» in den letzten Jahren der Weimarer Republik zu beschreiben und zu würdigen. G. R. Treviranus hatte viele Freunde, auch im Lager seiner politischen Gegner.

Als er einmal von weit her anreiste, um dem Sozialdemokraten Paul Lobe, dem langjährigen Reichstagspräsidenten, zu dessen 80. Geburtstag zu gratulieren, sagte dieser zu ihm: «Ich glaube, es wird endlich Zeit, dass wir uns duzen!»

Der konservative Politiker und Patriot G. R. Treviranus musste in seinem letzten Lebensjahr erleben, dass ihn in einem Fernsehgespräch ein an sich ganz bekannter Historiker fragte, warum er denn 1934 nicht in Deutschland geblieben sei. Nach einem kurzen Stutzen des Nichtverstehens gab Treviranus die gebührende Antwort. Die Emigration war keine Vergnügungsreise, und das Exil ein schweres ungewisses Schicksal. – Dies Buch will auch eine Antwort sein auf ähnliche dumme Fragen.

Der Dank des Herausgebers gilt an erster Stelle den alten Crew-Kameraden des Verfassers, Otto K. W. Neuerburg, Bad Pyrmont, und Dr. Ernst Schneider, Düsseldorf, die beide halfen, dass das Manuskript vollendet wurde, und vor allem dem Verleger Erwin Barth von Wehrenalp.

Kurt Pentzlin

Register

- Abshagen, Karl-Heinz 37
 Adenauer, Konrad 205
 Alanbrooke, Lord 5 5
 Alfringhaus, Erich 37 f., 46
 Altschul, Bankier 81
 Anderson, Colin 35
 Anderson, Hermann 89
 Anderson, Jan 34 ff., 45
 Anderson, John 37
 Anderson, Mona 34
 Armstrong, Hamilton Fish 115
 Asquith, Premierminister 53
 Attolico, Bernardo 151
 Avon, Earl of 62
- Baade, Fritz 182
 Bach, Johann Sebastian 197
 Baldwin, Stanley 61,63
 Barry, F. 90
 Barthou, Jean Louis 115
 Bartok, B61a 109
 Bauer, Otto 99
 Bea, Kardinal 200
 Beatty, Admiral 52
 Bechthold, Benno 100, 102, 109
 Beck, Generaloberst 62, 69, 140, II2,
 154, 156, 161, 163,166
 Beinhorn, Elly 37
 Berens, Bertie 42
 Berens, Elsie 42
 Berger, Dr. H. F. 150
 Bernstein, Eduard 70
 Bessborough, Earl of 79
 Bethmann-Hollweg, Theobald von 65
 Beveridge, Sir William 43
 Bischof, Ilse 191
 Bismarck, Fürst Otto von 37, 184
 Blomberg, Werner von 11 f., 24
 Bock, Generalfeldmarschall von 135,
 139
 Bonhoeffer, Dietrich 165 f., 184
- Bolz, Eugen 155,166
 Bosch, Robert 156
 Bodelschwingh, Wilhelm von 200
 Bon-Burckhardt, Anton 40 f.
 Bonn, J. Moritz 105
 Bose, Herbert von 14
 Bodenhausen-Arnstein, Bodo von 23
 Brag, Sir William 45
 Brand, Hon. 45
 Brandt, Karl 80, 158, 183
 Brauer, Max 176
 Braun, Otto 38
 Brecht, Arnold 102
 Bredow, General von 24
 Breitscheid, Rudolf 178 f.
 Brettauer, Erwin 41, 74, 80, 102
 Briand, Aristide 128 f., 144
 Bruckner, Anton 110
 Brüning, Heinrich 14, 16, 26, 34-42,
 45 f., 51 ff., 69 f., 72 ff., 77-80,
 87-102, 105, 107-110, 112, 128 f.,
 133, 137, 144, 150 f., 153, 155 f.
 159-162, 164 f., 167 f., 173 f.,
 176-180, 183, 188, 191-201, 205
 Buber, Martin 110, 199
 Bucharin, Nikolaj Iwanowitsch 173
 Budjonny, Marschall 134,138
 Bülow, Fürst Bernhard von 26, 75
 Bülow, General von 125
 Bullock, Malcolm 51
 Burckhardt, Carl J. 150
 Burgis, Judge 77
 Bums, Robert 201
 Busch, Adolf 196
 Busoni, Feruccio 109
- Canaris, Admiral 139, 149, 156 f.,
 163, 166, 175
 Carter, Edward 153
 Chamberlain, Neville 63 f.
 Chambrun, Graf de 129

- Christie, Walter 143
 Church, Archibald 26, 33 f., 37, 39
 Churchill, Lord Randolph 37
 Churchill, Winston 31-60, 133-137
 Clausewitz, Carl von 133, 140, 142, 146
 Clay, General 180
 Conant, James 98
 Corap, General 123
 Cripps, Stafford 133
 Crowe, Sir Eyre 60
 Curzon, Lord 61
- Dale, Sir Henry 44 f.
 Daniels, Major 98
 Dansey, Claude 82 f.
 Davies, Lord 38
 Dawes, General 36
 de Gaulle, Charles 128 f., 142, 136
 Demuth, Geheimrat 43 ff., 84
 Derby, Lord 31
 Dessauer, Friedrich 192
 Dietrich, Hermann Robert 183
 Dietrich, Otto 133
 Dietrich, Sepp 13
 Dietze, Constantin von 169
 Dietzel, Geheimrat 99
 Ditfurth, Hans Otto von 20, 23 f.
 Dohna, Graf Hermann 18
 Dohrn, Klaus 109, 181, 184
 Drake, Heinrich 163
 Drucker, Peter 109
 Dryander, Gottfried von 199
 Dubcek, Alexander 72
 Dulles, Alan 133, 138
 Duncannon, Lord 78 f.
 Duveen, Geoffrey 82
- Ebbutt, Norman 37
 Ebert, Friedrich 133
 Eckener, Hugo 110
- Eden, Anthony 62 f., 101
 Edward VII. 61
 Einstein, Albert 90
 Eisenhower, Dwight D. 176, 180
 Ekkehart, Meister 182
 Elbrechter, Dr. Hellmuth 38
 Elliot, William Yarnell 91 f., 97 f.
 Emmet, Christopher 109, 176, 188
 Erhard, Ludwig 138
 Erion, George 138
 Ersing, Sepp 72
 Etienne, J. B. 128
 Evans, Dr. P. Conwell 131
- Fenton, Inspektor 84
 Fischer-Gohlke, Ruth 173
 Fisher, Lord 32
 Flandin, Pierre 144
 Fletcher, Kapitänleutnant 33
 Förster, Friedrich Wilhelm 176
 Frankel, Ernst 43
 François-Ponfet, André 23, 31
 Frankfurter, Felix 133
 Freisler, Roland 162, 168
 Frey, Varian 177
 Frick, Wilhelm 13
 Friedrich II. 113
 Friedrich, Carl Joachim 80, 98
 Friedrich Wilhelm I. 97
 Frisch, Max 193
 Fritsch, Freiherr von 11
 Fritz, Kurt von 109
 Fry, Varian 43
 Fürstenberg, Franz von 97
 Füller, General 142
- Gainsborough, Thomas 102
 Galen, Graf Clemens August von 168
 Galten, Francis 27
 Gamelin, General 116, 118 f., 121, 123, 126

- Georg, Loyd 54
 Gerstenmaier, Eugen 154,169
 Gessler, Otto 34, 185
 Gibson, Hugh 107
 Gilbert, Parker 80
 Gisevius, Hans Bernd 12,15,154, 158
 Gneisenau, August Neidhardt von 134
 Goebbels, Joseph 10, 12, 15, 21, 27,
 133, 141, 157, 160 f., 168
 Goerdeler, Carl Friedrich 69, 152,
 154 ff., 161 f., 166 f.
 Goethe, Johann Wolfgang von 57,
 98, 195, 197
 Göring, Hermann 11-16, 18, 24 ff.,
 34, 154, 156, 167
 Goldschmidt, Jakob 102
 Govers, Dr. Henry 157, 158
 Grauert, Hermann 18
 Greig, Familie 66
 Greig, Louis 105
 Grey, Sir Edward 64
 Groener, General 91, 124, 127, 129,
 134, 185
 Gropius, Walter 99
 Groscurth, Reinhard 149
 Gross, Nikolaus 165
 Grosz, George 109
 Guderian, Heinz 140
 Guderian, Waldemar 173
 Güntzel, Marie 19
 Günther, John 80, 89

 Haas, Dr. Alfred 90, 101
 Haas, Walter 17
 Habermann, Max 76 f., 161 f., 183
 Haider, Franz 140
 Halifax, Lord 69, 152, 156 f.
 Hall, H. Duncan 92
 Hals, Lindeiner 181,183

 Hammerstein-Equord, Kurt von
 24, 70, 163, 175
 Harris, Luftmarschall 60
 Hart, Liddel 139
 Hassell, Ulrich von 154, 162, 166 f.,
 184
 Haydn, Joseph 197
 Heister, Johann 27
 Henderson, Neville 64
 Herzog Albrecht von Württemberg 178
 Hermens, Andreas 166, 169
 Hess, Rudolf 15
 Hesse, Hermann 193
 Heuss, Theodor 43, 64, 110, 167,
 181,185
 Heydrich, Reinhard 15 f., 150
 Hilferding, Rose 193
 Hilferding, Rudolf 70 ff., 167, 178 f.
 Himmler, Heinrich 12-16, 25, 139 f.,
 157 f., 168
 Hindenburg, Paul von 11 f., 22, 38,
 76, 87 f., 94 f., 129, 151, 160, 185
 Hitler, Adolf 9-14, 16, 18, 22, 24 f.,
 33, 44, 54 ff., 58, 61 ff., 69 f., 80,
 82, 89, 110, 115, 117, 129, 133, 136,
 138, 140 f., 143, 146, 149, 153, 156,
 159-163, 167 ff., 173, 175 f., 182
 Hoare, Sir Samuel 63
 Hoegner, Wilhelm 158
 Hölderlin, Friedrich 195
 Hoesch, Leopold von 37
 Hoetzsch, Otto 184
 Holcombe, Arthur 91, 98
 Hooft, Vissert van 153
 Hopkins, Harry 174
 Hopper, Bruce 98, 154
 Hubermann Bronislaw 110
 Huebner, Otto 37
 Hugenberg, Alfred 15, 18, 76

- Jachmann, Kurt 107
 Jaeger, Kardinal Dr. 199
 Jaeger, Werner 99
 Jagow, Gottlieb von 66
 Jelicoe, Admiral 52
 Joffre, Joseph Jacques Cesaire 121,
 123
 Johannes XXIII. 199
 John, Otto 155
 Johnson, Alwin 92
 Joos, Joseph 169
 Jung, Edgar 11, 14, 23
- Kaiser, Jakob 162
 Kameke, Dr. Otto von 199
 Kant, Immanuel 98
 Karl V. 191
 Karl der Grosse 96
 Keitel, Generalfeldmarschall 139
 Kellen, Konrad 183
 Keller, Gottfried 10
 Kern, Fritz 184
 Kerner, Justinus 198
 Keups, Erich 76
 Keyes, Sir Roger 36
 Keynes, John Maynard 53
 Klausener, Dr. Erich 14
 Kleist-Schmenzin, Ewald von 136 f.
 Kolb, Annette 102
 Korda, Alexander 61
 Kordt, Theodor und Erich 151
 Kries, Wilhelm von 37
 Krupp von Bohlen und Haibach 136
 Kundt, General 9
- Läufer, Julius 45
 Laval, Pierre 62, 128 ff.
 Layton, Lord 36
 Layton, Walter 10 x
 Leber, Julius 133, 161, 163-166
 Lehmann, Julius 110
- Leiber, Pater 149
 Leipart, Theodor 163
 Lejeune-Jung, Paul 161 f., 166 f.
 Lenin, Wladimir Iljitsch 134
 Leopold, König von Belgien 133
 Lersner, Kurt von 175
 Letterhaus, Bernhard 43,77,163,183
 Leuschner, Wilhelm 161, 163, 166 f.
 Lewis, Meany und John 111
 Lichtenberg, Bernhard 169
 Lichtenstein, Walter 109
 Lichnowsky, Fürst 66
 Limburg-Stirum, Graf 37
 Lindemann, Frederick Alexander 60
 Lindenberg, Paul 36
 Lippmann, Walter 109
 Lloyd, Lord 31, 133 f.
 Lochner, Louis L. 176
 Loeb, Walter 176
 Lobe, Paul 183,206
 Longworth, Alice 109
 Lothian, Marquess of 132
 Ludendorff, Erich 33, 33
 Luxemburg, Rosa 174
- Macdonald, James Ramsay 61,63,
 101, 108
 Mackenna, Reginald 36
 Maginot, André 129
 Mahler, Gustav 110
 Malcolm, Sir Neil 43, 70, 81
 Mann, Klaus 75
 Mann, Thomas 173
 Marcus, Valeriu 73 f., 107, 137
 Margerie, Roland de 37, 73
 Maria Theresia,
 Kaiserin von Österreich 199
 Marx, Karl 71
 Maritain, Jacques 92
 Massey, Vincent 79
 Mausbach, Joseph 94

- McCormick, Anne O'Hare 109
 Meissner, Otto 185
 Merker, Paul 177
 Messersmith, George 79 f., 82, 91, 153, 175
 Mierendorff, Carlo 157, 163, 165
 Milner, Lord 69
 Mitropoulos, Dimitri 109 f., 196
 Mittelholzer, Walter 26
 Moltke, Graf Helmuth von 11 5, 140, 201
 Moltke-Kreisau, Helmut James Graf von 152, 154, 167, 176
 Mammersteg, Pieter 45, 165
 Mommsen, Theodor 192
 Monnet, Jean 81
 Montgomery, Bernard Law 55
 Moore, Bill 108
 Morawetz, Marjorie 109
 Morgan, Shephard 80, 179
 Morgan, Vizeadmiral a. D. 42
 Morrison, E. M. 101
 Mosheim, Grete 102
 Mozart, Wolfgang Amadeus 197
 Muckermann, Hermann 17, 23, 26 ff., 183 f.
 Müller, Dr. Josef 149 f., 175
 Müller, Gotthold 156
 Müller, Hermann 179
 Münzenberg, Willi 72 f.
 Murnane, George 81
 Murray, Gilbert 83
 Mussolini, Benito 58, 63, 141, 167
 Napoleon Bonaparte 115, 136, 142 f.
 Nast, Louise 195
 Neuerburg, Otto K. W. 206
 Neufeld, Hans 45
 Neurath, Freiherr von 37
 Nicolson, Harold 51, 55
 Niebuhr, Reinhold 159
 Niemöller, Martin 186 f.
 Nietzsche, Friedrich 192
 Nix, Claire 97, 101, 193, 198
 Norman, Montagu 36
 Norton, Cyrill 62
 O'Brien, John Lord 101
 Odo, Dom 178, 181, 187
 Osborne, Sir d'Arcy 150
 Ossietzky, Carl von 34
 Oster, Hans 149, 166
 Pagne, Graf de 76
 Pahlen, Graf 142
 Papen, Franz von 11 f., 14, 25, 69, 156
 Pascal, Blaise 197
 Pattee, George 98
 Patton, George Smith 158
 Pechel, Rudolf 155, 169, 181, 183-187
 Pentzlin, Kurt 206
 Perth, Lord 37
 Pétain, Marschall 54
 Pfeffer, Hauptmann von 9
 Pfitzner, Hans 110
 Phelbs, Reginald H. 87, 91
 Phipps, Sir Eric 64
 Pilzer, Leopold 107
 Pius XII. 150
 Plandc, Erwin 20
 Poels-Heeren, Prälat 45, 74, 77, 165
 Popitz, Johannes 154, 162, 166 ff.
 Prenn, Daniel (später Lord Marks) 41, 77
 Raeburn, Sir Henry 102
 Raeder, Admiral 11
 Ranke, Leopold von 88, 95
 Raumar, Hans von 92, 174, 180
 Rauschning, Hermann 72, 155

- Regendanz, Dr. Guido 26, 39, 46
 Reichenau, General von 12, 24
 Reuther, Walter 111
 Reynaud, Paul 75
 Reynold, Joshua 102
 Rheinbaben, Werner Freiherr von 65
 Ribbentrop, Joachim v. 54, 64, 150 f.
 Riezler, Dr. 102,153
 Ritter, Gerhard 156
 Röhm, Ernst 9, 11-14, 17, 20
 Röhr, Dr. Franz 165
 Roosevelt, Edith 102
 Roosevelt, Eleanore 174
 Roosevelt, Franklin D. 174
 Roosevelt, Theodore 99, 102, 109,
 153, 174 ff.
 Roth, Joseph 74 f.
 Roth, Wilhelm 40 f., 78
 Rubinstein, Dr. Arnold 107, 137,
 159, 174
 Rumbold, Sir Horace 186
 Rundstedt, General von 69,133,135,
 139,146

 Sachsenberg, Gotthard 25 f.
 Sackett, Frederic 93, 98, 186
 Saint-Exupéry, Antoine de 88
 Salin, Edgar 95
 Salter, Sir Arthur 101
 Sander, Ernest 45, 84
 Sander, Mariann und Ernst 42
 Saxl, Fritz 45
 Seccombes, Lawrence 41
 Seeckt, Hans von 74
 Seghers, Anna 34
 Selden-Groth, Giselle und Trudy 109
 Seil, Hildegard 102
 Sforza, Graf 58
 Shuster, Doris 102
 Shuster, George 92, 102, 107-110,
 158,178

 Simmonds, General 35
 Simon, Paul 200
 Simon, Sir John 36, 63, 77
 Simons, Hans 153
 Simons, Paul 183
 Smith, Walter Bedell 180
 Sollmann, Wilhelm 105, 178
 Spears, Sir Edward 56
 Spiro, Eugen ixo
 Sprague, Oliver 98
 Spruenken, Dechant 27

 Schacht, Dr. Hjalmar 22, 154, 166
 Schaeffer, Hans 107
 Schäffer, Hans 71 f., 89
 Schairer, Dr. Reinhold 155
 Scharnhorst, Gerhard von 134
 Scheffer, Paul 153,193
 Schellenberg, Walter 157
 Schleicher, General von 15, 17, 19 f.,
 39
 Schlabrendorff, Fabian von 156, 169
 Schlieffen, Graf 126, 140, 145
 Schmitt, Dr. theol. H. J. 169
 Schmitt, Hejo 165
 Schneider, Dr. Ernst 206
 Schramm, Percy 161
 Schröder, Rudolf Alexander 192
 Schubert, Franz 197
 Schukow, Marschall 138
 Schulte-Brüning 96
 Schulz, Paul 16
 Schumpeter, Joseph 95, 99
 Schwarzschild, Leopold 70, 72
 Schweitzer, Albert 196
 Staël, Madame de 76
 Stalin, Josef Wissarianowitsch 10, 63,
 107f, 137f, 141, 144 f., 159, 173 f.
 Stallforth, Federigo 110
 Stamp, Reginald 37
 Stamp, Sir Josiah 36, 101

- Stampfer, Friedrich 102,107,159,
 173, 176, 178, 182, 184
 Stauffenberg, Graf 153,163
 Stegerwald, Dietrich 185
 Stein, Reichs f re iherr vom 97
 Steinen, Wolfram von der 169
 Steinhoff, Walter 45
 Steltzer, Theodor 169
 Stewart, Alexander 46
 Stimson, Henry 99, 101 f., 159,
 180
 Stolper, Gustav und Toni 109
 Strabolgi, Lord 81
 Strasser, Gregor 10, 14 ff.
 Strasser, Otto 11
 Strassmann, Antonie 37
 Stresemann, Gustav 65, 70, 75
 Stuart, Campbell 82
 Stuart, Prinz Charles Edward 46
- Taylor, C. P. 94
 Tead, Ordway 107
 Tennstedt, Anna-Maria 34
 Tennstedt, Henner 34
 Thannhauser, Siegfried 98, 101
 Thatshed, Lodge 64
 Thompson, Dorothy 176
 Thormann, Werner 72
 Tirpitz, Grossadmiral von 35, 64 ff.
 Torberg, Friedrich 109
 Toskanini, Arturo 109
 Trott zu Solz, Adam von 152 f.
 Trotzki, Lew Davidowitsch 73, 173
 Truman, Harry S. 180
 Tuchatschewski, Michail 107, 134 f.,
 137 f, 144 f.
 Twain, Mark 58
 Tweedsmuir, Lord 79
 Tyrrell, Lord 64 ff., 83
- Ulbricht, Walter 177
- Valentin, Veit 43
 Vansittart, Lord 40,60-63, 157
 Victoria, Königin 65
- Wallenberg, Brüder 156
 Wallenberg, Markus 89, 98
 Walter, Bruno 110
 Walz, Dr. Hans 155
 Warburg, Siegmund 36
 Wavell, Sir Archibald 51
 Weber, August 42
 Weber, Helene 184
 Weber, Max 93 f.
 Wehrenalp, Erwin Barth von 206
 Weil, Kurt 107
 Weizsäcker, Ernst von 150 ff., 154
 Wels, Otto 38
 Wenzeslaus, Clemens 199
 Westarp, Kuno Graf 42, 76
 Weygand, General 119, 126 f., 138
 Wheeler-Bennett, Sir John 25, 33, 37
 91, 153, 155
 Wiehern, Johann Heinrich 200
 Wilamowitz, Geheimrat von 99
 Wilhelm I. 115
 Wilhelm II. 61
 Willisen, Irmgard von 46
 Wilmowsky, Tilo Freiherr von 151,
 199
 Wilson, Sir Horace 82
 Wirth, Joseph 73, 152
 Witzleben, General von 15 5
 Wolff, Kurt 107
 Wolff-Metternich, Graf 66
 Wolff, Theodor 75
 Woroschilow, Kliment 138
- Zeitzier, General 140
 Zucker, Paul 109
 Zuckmayer, Carl 61
 Zweig, Stefan 75

„Gesucht wird Gottfried Treviranus, geboren 20. 3. 1891 in Schieder (Lippe), wegen Hoch- und Landesverrats. Er hat sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen. Wegen der Gefährlichkeit des Verbrechers ist bei Erkennen von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.“ So lautete der Fahndungsbefehl, der am 2. Juli 1934 durch den Rundfunk gegeben wurde. Gottfried Treviranus konnte entkommen.

Die politische Karriere des ehemaligen Reichsverkehrsministers war zu Ende gegangen, als Reichskanzler Brüning am 30. Mai 1932 mit seinem Kabinett zurückgetreten war. Nach Hitlers Machtergreifung mußte er um sein Leben fürchten. Hitler und Göring hatten es ihm – dem Freund und vertrauten Mitarbeiter Brünings – nicht verziehen, daß er es schon 1931 abgelehnt hatte, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Von seiner Tochter noch rechtzeitig gewarnt, konnte Treviranus über Holland nach England fliehen.

Gottfried Reinhold Treviranus war eine Schlüsselfigur des hektischen politischen Spiels der Jahre 1930 bis 1933. Der Dreißigjährige war 1921 Direktor der Landwirtschaftskammer Lippe geworden, zugleich Landtagsabgeordneter und 1924 Mitglied des Reichstages. Von der Deutschen nationalen Partei trennte er sich im Protest gegen den Hugenberg-Kurs und gründete mit einigen Gesinnungsgenossen eine jungkonservative

Gruppe, die Reichskanzler Brüning, sonst nur auf die katholische Zentrumspartei angewiesen, an seinem Kabinett beteiligte. So wurde Treviranus im ersten Kabinett Brüning Minister für besetzte Gebiete und im zweiten Reichsverkehrsminister. Als er gezwungen wurde, als Flüchtling im Ausland zu leben, hat er auch in England, Kanada und den USA aus tiefster Verantwortung heraus die deutschen Belange vertreten. Er sprach mit Männern an den Schalthebeln der Macht wie Winston Churchill, er traf mit Joseph Roth zusammen und mit Theodor Wolff, dem ehemaligen „Regenten“ des „Berliner Tageblatt“. Er hielt engen Kontakt mit dem im amerikanischen Exil lebenden Brüning und nahm teil an dessen Arbeit in Cambridge.

Diese Begegnungen und Gespräche stehen im Mittelpunkt der Memoiren von Gottfried Reinhold Treviranus. Sie sind ein großes Dokument deutscher Geschichte, das seinen besonderen Reiz durch das eigene Erleben und die persönliche Kenntnis der Hauptakteure erhält.